Höflinge der Bürgerschaft – Bürger des Hofes

Zur Beziehung von Humanismus und städtischer Gesellschaft

1. Eine Dreieinigkeit von Markt, Macht und Musen? Zur Theorie des Bürgerhumanismus

Generationen von Historikern haben großes Gewicht auf die Feststellung gelegt, dass der Humanismus, gleich wie die Kunst und Architektur der Renaissance, in der europäischen Stadtkultur verwurzelt sei. Über die Grundlagen dieses Zusammenhangs entspannen sich schon früh heftige Debatten, der Zusammenhang selber aber wurde wenig in Frage gestellt, und noch weniger wurde die Motivation der Forschenden hinterfragt, ihm bei der Erklärung des Humanismus einen derart hohen Stellenwert einzuräumen. Fragwürdig ist diese Motivation durchaus, im wörtlichen und übertragenen Sinn. Mit gleichem Recht wie den Humanismus und die Renaissancekunst könnte man die Scholastik und die Gotik als Hervorbringungen der europäischen Stadt beschreiben, allein, daran waren ungleich weniger Forscher interessiert. Worum es bei der Beziehung von Humanismus und Stadt stets ging, war eine andere, attraktivere Liaison: jene zwischen Humanismus und Moderne. Durch sie wurde das Thema in einen umfassenden Erklärungszusammenhang mit hohem Aktualitätsbezug gestellt, aber auch mit einem gerüttelt Maß an Anachronismen und Werturteilen behaftet. Je nach Weltanschauung konnte daraus ein Fortschritts- oder Niedergangsmythos des Abendlandes entstehen. Hielten sich im 19. Jahrhundert positive und negative Wertungen durch das Nebeneinander romantischer und klassizistischer Geschichtsbilder noch einigermaßen die Waage, so diente die Beziehung im 20. Jahrhundert vorwiegend der Beschwörung einer – wenn auch prekären – westlichen Erfolgsgeschichte.¹

Diese Verschiebung spiegelt sich in den Vorstellungen, die sich Historiker von den Humanisten gemacht haben. Bei Jacob Burckhardt (1818–1897) verschmolzen romantische und klassizistische Motive zu einem schillernden Gesamtbild. Einerseits nahm er die Humanisten gegen jene Nostalgiker in Schutz, die in ihnen Vernichter der mittelalterlichen Mundartdichtung und Totengräber

Für kritische Kommentare und fruchtbare Anregungen danke ich Annemarie Hirschi, Sonja Tschirren, Emanuel Leugger und Andreas Hauser.

¹ Zur Rezeptionsgeschichte des Humanismus innerhalb der gesamten Renaissanceforschung vgl. Wallace K. Ferguson: *The Renaissance in Historical Thought. Five Centuries of Interpretation*. Cambridge (Mass.) 1948; Perdita Ladwig: *Das Renaissancebild deutscher Historiker 1898–1933*. Frankfurt a. M. 2004.

der organisch gewachsenen Stadtgemeinschaft sahen,² andererseits verurteilte er sie als Vertreter einer neuen Wurzellosigkeit, die ihm zufolge auf dem Boden der Renaissancemetropolen entstanden und zu einem Grundübel der Moderne ausgeartet war.³ Das Charakterprofil des idealtypischen Humanisten sah bei ihm wenig schmeichelhaft aus: „böartiger Hochmut“, „schändliche Ausschweifungen“, „Unglauben“, kein „Gefühl des Zusammenhaltes“ und „bodenloseste Lästerung“. Friedrich von Bezold (1848–1928) goss diesen Lasterkatalog in die Form der „litterarischen Wegelagerer“, und als solche geisterten die Humanisten noch vereinzelt durch die wissenschaftliche Literatur des 20. Jahrhunderts, sei es in originaler⁴ oder aktualisierter Wortgestalt – als „erpresserische Revolverjournalisten“.⁵

Dieses Gelehrtenfeindbild des intellektuellen Hasardeurs und Schwindlers wurde nach dem Ersten Weltkrieg von einer humanistischen Kontrastfigur verdrängt, die bei Burckhardt nicht angelegt war: dem „bodenständigen Bürgerhumanisten“. Mit ihm, dem urbanen Patrioten und freiheitsliebenden Republikaner, entwarfen Historiker bildungsbürgerlich-liberaler Couleur ein Gelehrtenvorbild in Zeiten der politischen Instabilität und totalitären Bedrohung. Ihre Aktualisierung der Vergangenheit war gewollt – als „Gegengift“ gegen den, wie es Ernst Troeltsch (1865–1923) formulierte, „extremen kulturellen und moralischen Relativismus“, der die „Krise des Historismus“ mit verursacht habe.⁶ Als Erfinder des Bürgerhumanismus trat der Troeltsch-Schüler und Florenzforscher Hans Baron (1900–1988) hervor. Schon in den zwanziger Jahren stellte der dem jüdischen Bürgertum Berlins entstammende Historiker das Grundgerüst seiner Theorie auf, aber erst in den fünfziger Jahren baute er sie, nach langer, etappenreicher Flucht vor den Nationalsozialisten in den Vereinigten Staaten fertig aus.⁷

² Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. Wien 1935 (Erstausgabe 1860), S. 113f.

³ Ebd., S. 154.

⁴ Vgl. Alfred von Martin: Soziologie der Renaissance. Physiognomik und Rhythmik einer Kultur des Bürgertums. Frankfurt a. M. ²1949 (Erstausgabe 1932), S. 70; Wolfgang Zorn: Die soziale Stellung der Humanisten in Nürnberg und Augsburg. In: Die Humanisten in ihrer politischen und sozialen Umwelt. Hg. von Otto Herding und Robert Stupperich. Boppard 1976 (DFG. Kommission für Humanismusforschung. Mitteilungen 3), S. 35–49, hier S. 42.

⁵ Martin: Soziologie (wie Anm. 4), S. 70.

⁶ Zit. nach Fritz Ringer: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933. Stuttgart 1983, S. 308–310; zur Prägung Barons durch Troeltsch vgl. auch Kay Schiller: Gelehrte Gegenwelten. Über humanistische Leitbilder im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 2000, S. 108–118.

⁷ Hans Baron: Einleitung. In: Leonardo Bruni Aretino. Humanistisch-philosophische Schriften. Hg. von dems. Leipzig, Berlin 1928, S. XI–XL; ders.: The Crisis of the Early Italian Renaissance. Civic Humanism in an Age of Classicism and Tyranny. 2 Bde. Princeton 1955; zur Entstehung und Entfaltung von Barons Theorie und zu ihrem biographischen Hintergrund vgl. Schiller: Gelehrte Gegenwelten (wie Anm. 6), S. 115–144, sowie Riccardo Fubini: Renaissance Historian: The Career of Hans Baron. In: Journal of Modern History 64 (1992), S. 541–574.

Von Beginn an machte Baron den Bürgerhumanismus an einer einzelnen Person fest, dem langjährigen Florentiner Kanzler Leonardo Bruni (1370–1444), in dem er die vollkommene Verkörperung des republikanischen Freiheitswillens zu erkennen glaubte.⁸ Losgelöst von der jenseitsorientierten Gelehrsamkeit mittelalterlicher Prägung, habe Bruni eine „politisch-bürgerliche Interessenrichtung“ eingeschlagen, wobei ihm das „wirtschaftlich und geistig aufstrebende Großbürgertum“ die Gelegenheit gegeben habe, „mit den Aufgaben und Idealen eines heimatlichen Staatswesens innerlich zu verwachsen“.⁹ So sei der Humanismus in Florenz unter Brunis Regie zu einer Stütze der bürgerlichen „*vita activa*“ geworden, während er anderswo, vor allem an den Fürstenhöfen, einer klassizistischen „*vita contemplativa*“ gedient habe. Wohl aus dem Bedürfnis heraus, Brunis literarischen Heroismus ins rechte Licht zu rücken, entwarf Baron für die Geburtsstunde des Bürgerhumanismus eine ereignisgeschichtliche Dramaturgie höchster Bedrohung: den Krieg zwischen dem „tyrannisch-expansiven“ Mailand und dem „freiheitlich-defensiven“ Florenz, der 1402 mit dem Tod Gian Galeazzo Viscontis ein für Florenz glückliches Ende fand. Das ging nicht ohne Neudatierungen von Brunis Schlüsseltexten, und damit erwies Baron seiner Theorie letztlich einen Bärendienst. Seine Kritiker konnten, anstatt sich mit ihrem ideellen Gehalt beschäftigen zu müssen, auf den Nebenschauplatz der Textdatierungen ausweichen, wo sie leichteres Spiel hatten.¹⁰

Lange bevor die Theorie des Bürgerhumanismus in der angelsächsischen Welt rezipiert und von J. G. A. Pocock zu einer Art „Tunnelgeschichte“ der republikanischen Freiheit von Italien über Holland und England bis in die USA ausgebaut wurde,¹¹ erhielt sie in Deutschland durch den Historiker-Soziologen und liberalen Aristokraten Alfred von Martin eine wirtschafts- und sozialge-

⁸ Zu Barons Idealisierung Brunis vgl. James Hankins: The „Baron Thesis“ after Forty Years and some Recent Studies of Leonardo Bruni. In: *Journal of the History of Ideas* 56 (1995), S. 309–338.

⁹ Baron: Einleitung (wie Anm. 7), S. XIII, XV.

¹⁰ Schon 1931 unterzog Ludwig Bertalot (1884–1960) Barons Edition von Brunis Schriften einer vernichtenden Kritik, wobei er praktisch nur philologische Irrtümer anprangerte, und 1966 doppelte Jerrold E. Seigel in einer Rezension von Barons „*Crisis*“ nach, wobei er wiederum bei der Chronologie von Brunis frühen Werken ansetzte; Ludwig Bertalot: Forschungen über Leonardo Bruni Aretino. In: *Archivum Romanum* 15 (1931), S. 284–323, hier S. 288f., 295, 297; Jerrold E. Seigel: „Civic Humanism“ or Ciceronian Rhetoric? The Culture of Petrarch and Bruni. In: *Past and Present* 34 (1966), S. 3–48; zur Geschichte der frühen Kritik an Barons Theorie vgl. Schiller: Gelehrte Gegenwelten (wie Anm. 6), S. 160–168.

¹¹ John Greville Agard Pocock: *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition*. Princeton 1975. In jüngerer Zeit hat Pocock, gegen Quentin Skinners Einordnung seiner Republikanismustheorie gerichtet, die Anknüpfung an Baron kleingeredet – dies wohl nicht zuletzt deshalb, weil Barons Erklärungsansatz in der Republikanismus- wie in der Humanismusforschung nur noch wenig Kredit genießt. Zu den verschiedenen Kritikpunkten an Pococks ideengeschichtlicher „Translationslehre“ des bürgerlichen Republikanismus von Florenz über England in die Vereinigten Staaten vgl. James Hankins: Introduction. In: *Renaissance Civic Humanism*. Hg. von dems. Cambridge UK 2000 (*Ideas in Context* 57), S. 1–13, hier S. 3–5, 12f.

schichtliche Neuausrichtung.¹² Im Zentrum des Geschehens stand weiterhin die italienische Renaissancestadt. Von Martins „Soziologie der Renaissance“ ist bis in die jüngste Zeit von Historikern auf den deutschen Humanismus übertragen worden und dies, obwohl er selber, ähnlich wie Baron, nicht über Italien, ja kaum einmal über Florenz hinausgeblickt hat.¹³

Der Modernebezug wurde bei von Martin nochmals verstärkt, gestützt auf wirtschaftsgeschichtliche und sozialgeschichtliche Werke.¹⁴ Was er entwarf, war eigentlich eine bildungsbürgerlich gewendete Ursprungslegende der modernen Entfremdung. Den Beginn der Florentiner Renaissance sah er von einer höheren Einheit aus bürgerlich-liberalem Erwerbsstreben, republikanisch-demokratischer Verfassung und bodenständig-humanistischem Gemeinschaftsdenken geprägt. Sie sei auf der „Ablehnung aller ständisch differenzierten Privilegien“ und auf dem „Ersatz einer vom Klerus getragenen Lehre von der Übernatur durch eine ‚natürliche‘ Philosophie“ gewachsen.¹⁵ Die Harmonie von Geld und Geist führte von Martin auf eine gemeinsame antiaristokratische Ethik zurück: „Arbeit ist ‚virtus‘“. ¹⁶ Dieses Leistungsprinzip habe einen urbanen Rationalisierungsschub ausgelöst, durch den die städtische Wirtschaft und Wissenschaft einen „zugleich ‚unternehmenden‘ und rechenhaften Zug“ erhalten habe.¹⁷ Zur Entfremdung von Liberalismus, Humanismus und Republikanismus sei es in dem Moment gekommen, als die Rationalisierung nicht mehr in den Dienst der bürgerlichen Ordnung, sondern der individuellen Selbstverwirklichung gestellt worden sei. Von Martin diagnostizierte hier eine Dekadenz durch funktionale Differenzierung: Aus den „bodenständigen Bürgerhumanisten“ (Salutati, Bruni, Alberti) seien „freie Litteraten“ (Valla, Enea Silvio, Filelfo „et tutti quanti“),¹⁸ aus den politisierenden Unternehmern marktfixierte Kapitalisten geworden. Der

¹² Martin: Soziologie (wie Anm. 4); zu von Martins Biographie und Renaissancestudien vgl. Ladwig: Das Renaissancebild (wie Anm. 1), S. 202–277.

¹³ So etwa in: Herfried Münkler, Hans Grünberger und Kathrin Mayer: Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland. Berlin 1998 (Politische Ideen 8), S. 24f., 119f., 261; ein älteres, in der Forschung aber oft zitiertes Beispiel ist Zorn: Die soziale Stellung (wie Anm. 4); die jüngste kritische Würdigung der von Martin'schen Humanismustheorie in der hervorragenden Studie von Harald Müller: Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog. Tübingen 2006 (Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe 32), S. 57–59.

¹⁴ Pate standen ihm u. a. Werner Sombart (1863–1941) mit seiner „Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen“, Alfred Doren (1869–1934) mit seiner Darstellung des italienischen Kaufmanns als perfektem Renaissance-menschen und Karl Mannheim (1893–1947) mit seiner Theorie der „freischwebenden Intelligenz“; Werner Sombart: Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. Reinbek bei Hamburg 1988 (Erstausgabe 1913); Karl Mannheim: Ideologie und Utopie. Frankfurt a. M. 1985 (Erstausgabe 1929); zu Doren vgl. Ladwig: Das Renaissancebild (wie Anm. 1), S. 34–114.

¹⁵ Martin: Soziologie (wie Anm. 4), S. 54.

¹⁶ Ebd., S. 66f.

¹⁷ Ebd., S. 68f.; auf der gleichen ideellen Basis hat Christian Bec die Florentiner Humanisten als „marchands écrivains“ etikettiert; Christian Bec: Les marchands écrivains: affaires et humanisme à Florence 1375–1434. Paris 1967 (Civilisations et sociétés 9).

¹⁸ Martin: Soziologie (wie Anm. 4), S. 90.

Zerfall der bürgerlich-liberalen Dreieinigkeit habe jedoch von allem Anfang an als Keim in der Renaissancestadt geschlummert:

Hier wirken sich die neuen Vorstellungen von Freiheit und Grenzenlosigkeit aus, die mit dem neuen Bewußtsein errungener Selbständigkeit sich durchgesetzt hatten. Wirtschaft und Wissenschaft – beide hatten sich emanzipiert: sie ließen sich nicht mehr von autoritativen Mächten leiten und gängeln.¹⁹

Von Martins „freier Litterat“ war ein Hybride aus Karl Mannheims „freischwebendem Intellektuellen“, Jacob Burckhardts wurzel- und zügellosem Wortakrobaten und Hans Barons „klassizistischem“ Humanisten. „Mit Hilfe der eloquentia“ hätten seine Repräsentanten „unter völlig skrupelloser Ausnutzung ihrer intellektuellen Begabung, innerhalb der gebildeten Schicht ‚öffentliche Meinung‘ zu machen gesucht“.²⁰ Im Weiteren hätten sie sich von der Politik abgewandt, einem l’art pour l’art gefrönt und Zuflucht in antikisch-romantischen Gegenwelten gesucht. Als Vorläufer und Vorbild dieser unheilvollen Spezies machte er keinen Geringeren als Petrarca aus.

Warum avancierte von Martins abenteuerliche Entfremdungstheorie zu einem derart langlebigen Leitbild für das Thema „Humanismus und Stadt“? Ein Grund dürfte gewesen sein, dass sein theoretischer Eklektizismus viele Anknüpfungspunkte bot und sein Dekadenmodell für liberalistische wie sozialistische Historiker attraktiv war, da beide die Wurzeln der Moderne im städtischen „Frühkapitalismus“ der Renaissance vermuteten. Noch wichtiger scheint aber, dass seine Form der Geschichtswissenschaft ähnlich funktionierte wie ein Historienfilm: Die eigene Gegenwart wurde in exotischer Kostümierung abgelichtet. Für die langfristige Rezeptionswirkung besonders günstig war, dass der von ihm behauptete Intellektuellendualismus auch während des Kalten Krieges aktualisierbar blieb. So erstaunt es wenig, dass Alfred von Martin 1986 in Günther Böhmes „Bildungsgeschichte des europäischen Humanismus“ auch noch Karl Popper die Hand geben durfte.²¹

2. Von unsolider Kreativität zu uninspirierter Seriosität

Die Kritik an der Theorie des Bürgerhumanismus wurde von Philologen und Ideenhistorikern dominiert. Barons einfach gestricktes Modell war dabei eine deutlich beliebtere Zielscheibe als von Martins schillernde Theorie. Die einen Kritiker verwiesen auf ältere stadtrepublikanische Denktraditionen in Italien,

¹⁹ Ebd., S. 71.

²⁰ Ebd., S. 70.

²¹ Günther Böhme: *Bildungsgeschichte des europäischen Humanismus*. Darmstadt 1986, S. 31, 316; zur Kritik an Böhme vgl. Alfred Noe: *Der Einfluß des italienischen Humanismus auf die deutsche Literatur vor 1600. Ergebnisse jüngerer Forschung und ihre Perspektiven*. Tübingen 1993 (Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft 5), S. 64.

mit denen sie die epochale Bedeutung des Florentiner Humanismus stark relativierten,²² andere argumentierten, dass es sich bei Bruni und seinen humanistischen Mitstreitern gar nicht um republikanische Ideologen, sondern um Berufsrhetoriker gehandelt habe, die im Dienst der Stadtoligarchie Propaganda betrieben hätten,²³ und in jüngerer Zeit haben Dritte die bisher wohl interessanteste Gegenthese aufgestellt, nämlich dass der Bürgerhumanismus in der Tat als eine Ideologie zu verstehen sei, freilich in der marxistischen Bedeutung des „falschen Bewusstseins“, habe doch der republikanische Diskurs innenpolitisch die Oligarchisierung der Florentiner Eliten auf Kosten des „popolo“ und außenpolitisch das Hegemoniestreben auf Kosten der toskanischen Städte verschleiert.²⁴

So zutreffend einige dieser Kritikpunkte sind, zu einer Überwindung des umfassenden Modernisierungsparadigmas Humanismus-Stadtrepublikanismus-Frühhumanismus haben sie bisher nicht gereicht. Dafür waren sie einzeln zu punktuell und zusammen zu disparat. Es kam hinzu, dass der spezifische Charakter der städtischen Wirtschaft und Gesellschaft in den Argumenten der Philologen und Ideenhistoriker eine untergeordnete Rolle spielte und Sozial- und Kulturhistoriker ihrerseits der Debatte eher auswichen. Symptomatisch für die Uninspiriertheit der heute führenden Baron-Kritiker ist der Umstand, dass sie auch dann noch am Begriff „Bürgerhumanismus“ festhalten, wenn sie ihm längst jeden heuristischen Boden entzogen haben.²⁵ Hier lässt sich das Theorie-defizit der jüngeren Humanismusforschung kaum mehr verbergen. An die Stelle eines faszinierenden Gebäudes ohne Fundament hat sie ein solides Fundament ohne Aufbau gestellt. Es verwundert daher nicht, dass sie in der Forschungslandschaft nur noch wenig wahrgenommen wird.

²² Die einflussreichste unter diesen Stimmen ist Quentin Skinner: *The Foundations of Modern Political Thought*. 2 Bde. Cambridge UK 1978, hier Bd. 1; noch stärker distanziert sich Skinner in jüngeren Arbeiten von Baron, etwa ders.: *The Republican Idea of Liberty*. In: Machiavelli and Republicanism. Hg. von Gisela Bock, Quentin Skinner und Maurizio Viroli. Cambridge UK 1990 (*Ideas in Context* 18), S. 293–309; zur mittelalterlichen Vorgeschichte des „Bürgerhumanismus“, vor allem unter Berücksichtigung der scholastischen Politiktheorie, vgl. James M. Blythe: „Civic Humanism“ and Medieval Political Thought. In: *Renaissance Civic Humanism* (wie Anm. 11), S. 30–74.

²³ So u. a. Gordon Griffiths: *The Justification of Florentine Foreign Policy offered by Leonardo Bruni in his Public Letters (1428–1444)*, based on Documents from the Florentine and Venetian Archives. Rom 1999 (*Nuovi studi storici* 47), S. 24; Hankins: *The „Baron Thesis“* (wie Anm. 8), S. 318, 325f.

²⁴ Riccardo Fubini: *La rivendicazione di Firenze della sovranità statale e il contributo delle „Historiae“ di Leonardo Bruni*. In: Leonardo Bruni, cancelliere della Repubblica di Firenze. Hg. von Paolo Viti. Florenz 1990, S. 29–62; Mikael Hörnqvist: *The two Myths of Civic Humanism*. In: *Renaissance Civic Humanism* (wie Anm. 11), S. 105–142; John Najemy: *Civic Humanism and Florentine Politics*. In: *Renaissance Civic Humanism* (wie Anm. 11), S. 75–104.

²⁵ Ein schlagendes Beispiel bietet Hankins: *The „Baron Thesis“* (wie Anm. 8), S. 329f.; ähnlich verfahren mehrere Aufsätze in ders. (Hg.): *Renaissance Civic Humanism* (wie Anm. 11).

3. Zielsetzung und Hauptthese

Einen solchen Aufbau wenigstens zu skizzieren, ist das Ziel des folgenden Beitrags. Sein geographischer Schwerpunkt liegt auf den humanistischen Kernräumen Oberitalien und Oberdeutschland, sein zeitlicher Schwerpunkt auf dem 15. und frühen 16. Jahrhundert. Es geht darum, zu möglichst generellen Aussagen zu gelangen, ohne dabei bloß Allgemeinplätze zu bemühen. Um den üblichen Umfang eines Aufsatzes nicht zu sprengen, wird auf detaillierte Quellenanalysen verzichtet; Hinweise auf Sekundärliteratur, die diese leisten, müssen genügen. Die Hauptthese lautet, dass der Humanismus durchaus in der spätmittelalterlichen Stadtkultur verwurzelt war und von der gesellschaftlichen Mobilität größerer Städte profitiert hat, dass er aber von Beginn an zu jenen Kräften gehörte, die die relative Eigenartigkeit und Eigenständigkeit, die die alte Stadt in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht kennzeichnete, schwächten, und zwar zugunsten einer „urbanen Verhofung“. Umgekehrt gehörte er am Hof zu jenen Kräften, die einer „höfischen Verstädterung“ Vorschub leisteten – kulturell durch ein neues Leistungs- und Bildungsethos, sozial durch Hof und Stadt verbindende Netzwerke und räumlich durch eine dauerhafte Anbindung des Hofes an den städtischen Lebensraum.²⁶ Dieser spannungsreiche Spagat prägte den Humanismus von Beginn an und war grundlegend für den kulturellen Innovationsschub, der von ihm ausging.²⁷ Für die europäische Gelehrtengeschichte bedeutete er einen beschleunigten Austritt aus der institutionellen Geborgenheit von Klöstern oder Universitäten, aber längst keinen Eintritt in eine selbstbestimmte, freie Gelehrsamkeit, sondern einen Übergang in unbeständigere und austauschbarere Abhängigkeiten. Diese bildeten nicht den Nährboden für

²⁶ Zur „immer engeren sozialen Vernetzung zwischen der Gesellschaft des Hofes und jener der Stadt“ (Werner Paravicini) am Ausgang des Mittelalters vgl. die Beiträge in: Der Hof und die Stadt. Konfrontation, Koexistenz und Integration in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hg. von Werner Paravicini und Jörg Wettlaufer. Ostfildern 2006 (Residenzenforschung 20).

²⁷ Im Gegensatz zur Tendenz der jüngeren Forschung, den frühneuzeitlichen Hof zum eigentlichen Kraftwerk innovativer Kunst, Literatur und Wissenschaft zu erklären und die Vorgeschichte der „autonomen“ Kulturproduktion der Moderne in der einseitigen, aber raffiniert verschleierte Abhängigkeit von *einem* großen Fürsten zu sehen, wird hier die Position vertreten, dass erst eine „distanzierte Abhängigkeit“ vom Hof, hergestellt durch parallele Beziehungen zu Universitäten, städtischen Eliten oder zu anderen Höfen, jene produktive Spannung geschaffen hat, die für die Dynamik der frühneuzeitlichen Kulturproduktion entscheidend war. In der Kunst ist dafür Tizian, in der Literatur Erasmus exemplarisch: Sie mieden einseitige Abhängigkeiten, produzierten für verschiedene Auftraggeber und schufen sich damit einen gewissen Freiraum, in welchem sie sich als Fürsten ihrer Disziplin inszenieren konnten; vgl. Martin Warnke: Hofkünstler. Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers. Köln 1996 (Erstausgabe 1985); weiter: Mario Biagioli: Galilei, der Höfling. Entdeckungen und Etikette: Vom Aufstieg der neuen Wissenschaft. Frankfurt a. M. 1999 (engl. Originalausgabe Chicago 1993); Alain Viala: Naissance de l'écrivain. Sociologie de la littérature à l'âge classique. Paris 1985; Andreas Tönnemann: Die Kunst der Renaissance. München 2007, S. 17f.

eine Autonomie der Kulturproduktion, sondern höchstens für die Illusion derselben.

Bevor wir zu unserem Hauptthema übergehen können, bleibt noch zu klären, was überhaupt gemeint ist, wenn wir von „Humanismus“ und „Stadt“ an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit sprechen.

4. Begriffsklärungen

4.1. *Humanismus*

Jüngere Definitionsversuche des Humanismus greifen in der Regel auf Paul Oskar Kristellers (1905–1999) Gleichsetzung der „studia humanitatis“ mit fünf Fachgebieten aus dem Bereich der „artes liberales“ zurück: Grammatik, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Morallehre.²⁸ Kristeller, der auch zu den einflussreichsten Kritikern Barons gehörte,²⁹ versuchte mit dieser Präzisierung, den Renaissancehumanismus vom weltanschaulichen Wildwuchs abzukoppeln, der den Humanismusbegriff im 20. Jahrhundert überwuchert hatte. Das Vorhaben gelang, zumindest in Fachkreisen, es barg aber neue Probleme, die jenen der Kritik am Bürgerhumanismus nicht unähnlich waren:³⁰ Indem sich die Humanismusforschung Kristeller'scher Prägung über den Zusammenhang von Humanismus und Moderne weitgehend ausschwig, hat sie das Erklärungspotential ihres Forschungsgegenstands minimiert und sich selber in eine forschungspolitische Legitimitätskrise manövriert. Indem sie von sozial- und politikgeschichtlichen Erklärungsansätzen Abstand nahm und in den sicheren Hafen der traditionellen Philologie und Ideengeschichte zurückkehrte, hat sie den Anschluss an neuere Methoden diskurs- oder kulturgeschichtlicher Ausrichtung verpasst. Und indem sie an Kristellers klarer Definition des Humanismus festhielt, hat sie sich heuristische Hindernisse aufgebaut, die ihr bis heute im Weg stehen.

Das Verständnis der Humanisten als Spezialisten von fünf Disziplinen harmonisiert nicht mit dem Umstand, dass sie sich als intellektuelle Generalisten verstanden und die gelehrten Spezialisten zur bevorzugten Zielscheibe ihrer Polemiken machten.³¹ Den von Kristeller genannten Fächerkatalog findet man in

²⁸ Kristeller wiederum berief sich dabei auf eine Definition des Humanisten Tommaso Parentucelli (1397–1455, ab 1477 Papst Nikolaus V.); Paul Oskar Kristeller: *Humanismus und Renaissance*. 2 Bde. Hg. von Eckhard Kessler. München 1974/76, hier Bd. 1, S. 103, 237 (Anm. 60).

²⁹ Schiller: *Gelehrte Gegenwelten* (wie Anm. 6), S. 144–149.

³⁰ Für eine detaillierte Erläuterung und Kritik von Kristellers Humanismusbegriff vgl. Caspar Hirschi: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*. Göttingen 2005, S. 64–75.

³¹ Ein paar schöne Beispiele, wie weit viele Humanisten ihre Kompetenzen definierten und wie stark sie dabei auch herrschaftliche Kompetenzen einschlossen, zählt Walter Rüegg auf in: *Die Funktion des Humanismus für die Bildung politischer Eliten*. In: *Humanismus*

humanistischen Texten denn auch sehr selten.³² Viel häufiger hingegen nannten sich die Humanisten „poetae et oratores“, womit sie ihrem Selbstbild als vielseitige Sprachvirtuosen mit öffentlichem Redeauftrag Ausdruck gaben.³³

Dass Kristellers Humanismusbegriff über Italien hinaus kaum praktikabel ist, hat ebenfalls mit seinem Konzept der fünf humanistischen Fächer zu tun. Aus ihm folgt die Trennung der Humanisten von den Philosophen, das heißt nicht nur von den scholastischen Aristotelikern, sondern auch von den Neuplatonikern. Das ist schon für Italien problematisch, weil die Florentiner Neuplatoniker trotz ihrer sporadischen Kritik der Rhetoriker dem humanistischen Stilideal eng verhaftet blieben, ganz zu schweigen von ihren philologischen Studien, Kommunikationsritualen und ihrer Kritik an Fachspezialisten. Im europäischen Kontext erübrigt sich die Unterscheidung vollends, weil der Neuplatonismus in der Rezeption des Humanismus inbegriffen war. Die ersten Humanisten in Deutschland und Frankreich bekannten sich fast ausnahmslos als glühende Anhänger des neuplatonischen „Oberpriesters“ Marsilio Ficino. Sie studierten dessen Philosophie bzw. „Theologie“ und legten davon wiederum in humanistischen Schriften Zeugnis ab.

Um den Renaissancehumanismus als spezifische Ausformung der europäischen Gelehrten- und Bildungsgeschichte zu beschreiben, kann es hilfreich sein, sich von der Fixierung auf die Inhalte der humanistischen Gelehrsamkeit ab- und den habituellen Praktiken der Gelehrten zuzuwenden.³⁴ Auf diesem Weg wird eine kulturgeschichtliche Präzisierung des Humanismusbegriffs möglich, ebenso wie eine historisierende Differenzierung zwischen „Humanisten“ und „humanistisch Gebildeten“. Als Leitfaden dient dabei die Frage: Wie wurde man Humanist? Um sich einen Namen als „poeta et orator“ zu machen, musste man nicht bloß ein bestimmtes Wissen erwerben und ein paar lateinische Verse schmieden, sondern eine umfassende Verhaltensschule durchlaufen.³⁵ Da die Anerkennung als Humanist nicht über ein schulisches oder universitäres Diplom

in Erfurt. Hg. von Gerlinde Huber-Rebenich. Rudolstadt, Jena 2002 (Acta Academiae Scientiarum 7/Humanismusstudien 1), S. 13–32, hier S. 18f.

³² Robert Black erwähnt, um Kristellers Fächerdefinition zu untermauern, neben Parentucellis Katalogisierungsvorschlag für die Bibliothek der Medici auch Petrarcas Einteilung seiner Studiengebiete; allerdings hat Petrarca den Begriff der „studia humanitatis“ nicht auf diese Einteilung bezogen (die zudem noch die Kategorien „Scholastik“ und „Philosophie“ enthält); Robert Black: Humanism. In: The New Cambridge Medieval History. Bd. 7: ca. 1415–1500. Hg. von Christopher Allmand. Cambridge 1998, S. 243–277, hier S. 248f.

³³ Auch „philosophus“ trifft man als Selbstbezeichnung regelmäßig an! Vgl. Hanna Gray: Renaissance Humanism, the Pursuit of Eloquence. In: Journal of the History of Ideas 24 (1963), S. 497–514, hier S. 500.

³⁴ Einen ernsthaften Versuch in diese Richtung hat Robert Black unternommen, blieb dabei aber noch zu stark den Positionen der Kristellerschule verhaftet und verstrickte sich zudem in Zirkelschlüsse; Black: Humanism (wie Anm. 32); zur Kritik an Black vgl. Hirschi: Wettkampf der Nationen (wie Anm. 30), S. 70f.; umfassender und insgesamt überzeugender ist der Ansatz von Albert Schirmer: Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert. Köln 2003 (Frühneuzeit-Studien. Neue Folge 4).

³⁵ Einen umfassenden Einblick in diese Verhaltensschule aus der Perspektive von Klostergelehrten gibt H. Müller: Habit und Habitus (wie Anm. 13).

oder sonst einen offiziellen Akt zu gewinnen war, kam den informellen Praktiken umso größere Bedeutung zu.

An erster Stelle zu nennen ist dabei die Vernetzung mit Personen, die bereits den Ruf humanistischer Gelehrter genossen, mit dem Ziel, von diesen in einer für Dritte überprüfbaren Form als Gleichgesinnter anerkannt zu werden. Wer dies nicht erreichte, kann aus der Rückschau vielleicht als humanistisch gebildet qualifiziert werden, galt jedoch in seiner Zeit nicht als Humanist. In der Regel folgte die Integration in die humanistische „*res publica literaria*“ einem bestimmten Muster. Häufig knüpfte man zuerst Kontakte zu den lokalen „Platzhirschen“ und nahm an deren geselligem Austausch mit Gelehrten und Gönnern teil, danach streckte man durch deren Vermittlung die Fühler zu den humanistischen Lichtgestalten der weiteren Umgebung aus. Die Phase der Tuchföhlung konnte dabei in der Heimatstadt stattfinden, sofern in ihr ein humanistischer Zirkel aktiv war, häufiger erfolgte sie aber, zumal bei deutschen Humanisten, in der Fremde, verbunden mit einem längeren Studienaufenthalt in einer Universitätsstadt.

Von Beginn an war der Brief das wichtigste humanistische Integrationsmedium.³⁶ In ihm hatte ein „Humanistenkandidat“ den Beweis zu erbringen, dass er das Rüstzeug besaß, um dazuzugehören. Neben der Einhaltung der formalen Regeln des humanistischen Briefaufbaus³⁷ musste er Proben seiner literarischen Bildung geben, zumindest ein eifriges Bemühen um die Beherrschung des Humanistenlateins und der Humanistenhandschrift bezeugen und nicht zuletzt seine tiefe Verehrung für die „*studia humanitatis*“ bekunden, unter besonderer Berücksichtigung der gelehrten Beiträge des jeweiligen Adressaten.³⁸ Allgemein lässt sich dabei sagen: Je tiefer der Rang und Stand eines Kandidaten waren, desto höheren Anforderungen musste er genügen; Ausschlusskriterien ständischer Art gab es jedoch keine.

Über den Erfolg dieser informellen Kandidatur entschieden die Adressaten. Sie mussten abwägen, ob ihnen der Kandidat bei anderen Humanisten zur Ehre gereichen und für die eigenen Studien von Nutzen sein könnte. Ein Antwortschreiben war an sich schon eine gute Nachricht und konnte im besten Fall als provisorisches Eintrittsbillet in die humanistische Gelehrtenrepublik dienen.

³⁶ Es kommt daher nicht von ungefähr, dass die umfassendste sozialgeschichtliche Untersuchung zur humanistischen Gemeinschaftsbildung in Deutschland ihre 233 Akteure vorwiegend aus Briefsammlungen von Celtis, Reuchlin, Peutinger, Pirckheimer, Mutian, Cuspinian, Rhenanus und Vadian zusammengestellt hat; Christine Tremml: *Humanistische Gemeinschaftsbildung. Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit*. Hildesheim, Zürich, New York 1989 (*Historische Texte und Studien* 12), S. 77–79; aufschlussreiche Überlegungen zum humanistischen Medium „Brief“ bei H. Müller: *Habit und Habitus* (wie Anm. 13), S. 358f.

³⁷ Vgl. zu diesem Punkt ebd., S. 77–79.

³⁸ Zu den beliebten Methoden, dieser Verehrung Ausdruck zu geben, gehörte das Zeugnis von den Entbehrungen und Opfern, etwa dem Verzicht auf Geld, Genuss und Gesundheit, die man für die Verfolgung der humanistischen Studien auf sich nehme, sowie die inständige Bitte um Hilfestellungen bei der Büchersuche oder beim Brechen philologischer Knacknüsse.

Auf Dauer verriegelt blieb die Eingangspforte, wenn der Kandidat in der Korrespondenz des Adressaten mit anderen Humanisten zum Objekt des Gespöts oder der Polemik wurde.³⁹ Als eigentlicher Ritterschlag zum Humanisten galt indes erst ein persönlich adressierter Antwortbrief von einem Gelehrten der ersten Garde. So konnte nach 1500 kaum etwas prestigeträchtiger sein als Post von Erasmus. Wer zu den glücklichen Empfängern gehörte, ließ die „Insignie“ zirkulieren, abschreiben oder sogar drucken. Wer dagegen beim Humanistenfürst brieflich anklopfte, ohne erhört zu werden, sah seinen prekären Status in der Gelehrtenrepublik inoffiziell bestätigt.⁴⁰ Auf einen allgemeinen Nenner gebracht: Wenn die humanistische Rhetorik die „res publica literaria“ als freien Zusammenschluss von Gleichberechtigten und Gleichgesinnten beschrieb und damit einer hehren und hochzivilisierten Gegenwelt zum herrschaftlichen Machtgerangel zuordnete, beschwor sie eine kontrafaktische Ordnung, die entweder der Selbstinszenierung oder der Selbsttäuschung der Gelehrten diene.⁴¹ Denn wer dieser Republik angehören wollte, musste zuerst mehrere Schranken überwinden und danach in einem System mit beträchtlichem Machtgefälle und ungeschriebenem Kodex agieren,⁴² das zudem derart informell aufgebaut war, dass kaum jemand wissen konnte, wo er genau stand.⁴³ Obwohl man einen gewissen Kredit erwerben und diesen, etwa in der Form gesammelter Briefe und

³⁹ Ein besonders illustratives Beispiel für solche Ausschließungspraktiken auf dem Briefweg schildert H. Müller: *Habit und Habitus* (wie Anm. 13), S. 71f.

⁴⁰ Vgl. dazu Ingmar Ahl: *Humanistische Politik zwischen Reformation und Gegenreformation. Der Fürstenspiegel des Jakob Omphalius*. Stuttgart 2004 (Frankfurter Historische Abhandlungen 44), S. 83–85.

⁴¹ Es herrscht denn auch kein Mangel an Historikern und Philologen, die den humanistischen Gemeinschaftsdiskurs allzu sehr beim Wort genommen haben und im Humanismus ihre eigene Utopie gelehrter Geselligkeit realisiert sahen. So gelangte Karl Hartfelder über die Sodalitas Rhenana zur Einschätzung: „Trotz der zahlreichen Briefe, die uns das geheimste Treiben des Heidelberger Kreises enthüllen, begegnet uns doch nirgends ein störender Misston. Es herrscht unter diesen Männern eine gegenseitige Achtung und Verehrung, die oft fast an Vergötterung streift, wie auch verschiedene Male das Prädikat ‚göttlich‘ in den Briefen wiederkehrt, und wir sind kaum berechtigt, diese Briefe und Gedichte anders zu nehmen, als sie lauten.“ Karl Hartfelder: *Konrad Celtis und der Heidelberger Humanistenkreis*. In: *Historische Zeitschrift* 47 (1882), S. 15–36, hier S. 35; auf derselben Grundlage verklärte Martin Greschat die Sodalitäten zu egalitär-individualistischen „Schwurgenosenschaften“, womit er sie als Idealstädte im Kleinen darstellte; Martin Greschat: *Humanistisches Selbstbewußtsein und reformatorische Theologie*. In: *L’humanisme allemand. XVIII^e Colloque International de Tours*. Hg. von Ernesto Grassi. München, Paris 1979, S. 371–386, hier S. 371–374; die Vorstellung einer hehren Freundschaft von genialen Gleichberechtigten wurde sogar von der feministischen Forschung aufgegriffen, um die Utopie einer geschlechtlichen Egalität erweitert und auf die Salons der französischen Frühaufklärung übertragen – so Dena Goodman: *The Republic of Letters: A Cultural History of the French Enlightenment*. London 1994, S. 83f.

⁴² Zur „Gelehrtenrepublik“ als Gewaltsystem symbolischer und handfester Art vgl. die brillanten Essays von Martin Mulsow in: *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*. Stuttgart 2007.

⁴³ Ich spitze hier Aussagen zu, die Albert Schirrmeyer auf breiter Quellengrundlage unter Anwendung von Pierre Bourdieus Gelehrtensoziologie getroffen hat; Schirrmeyer: *Triumph des Dichters* (wie Anm. 34), S. 135f.

Schriften, auch dokumentieren konnte, musste man seine Mitgliedschaft beständig neu erkaufen. Die regelmäßige Sondierung der eigenen Stellung in diesem virtuellen Kosmos war denn auch ein weiterer Antrieb der humanistischen Korrespondenz und Klagen über ausbleibende Antworten und langes Schweigen konnten durchaus einen existentiellen Beiklang haben.

Die Vernetzung mit bereits anerkannten Humanisten ging, soweit man das rekonstruieren kann, dem Gang an die Öffentlichkeit mit eigenen Schriften voraus. Sie musste es deshalb, weil Werke von Humanisten ihr Stammpublikum in erster Linie unter Ihresgleichen suchten und fanden. Dies galt sowohl für die Zeit vor wie nach der Erfindung des Buchdrucks. Wurde ein humanistisches Manuskript in den Druck gebracht (was im 16. Jahrhundert noch keineswegs zwingend war), so hatte es häufig schon eine erste Rezeptionsgeschichte hinter sich: jene im geschützten Raum vertrauter Gelehrtenzirkel. Dem Autor bot sich dadurch nicht nur die Möglichkeit, seinem Text vor dessen unkontrollierbarem „fatum“ in der Öffentlichkeit den letzten Schliff zu geben, sondern durch die Privilegierung bestimmter Leser einen Kreis der Eingeweihten zu schaffen, die sich gegenseitig verpflichtet fühlten und durch ihr gemeinsames Mehr- bzw. Vorwissen nach außen als literarische Autoritäten auftreten konnten.⁴⁴ Diese Privilegierungspraxis trug zur internen Hierarchisierung der humanistischen Netzwerke ebenso bei wie zur kollektiven Reputation der Humanisten, ließ sie doch die „res publica literaria“ als harmonische, auf wechselseitiger Hilfsbereitschaft beruhende Gemeinschaft erscheinen. Dementsprechend auffällig wurde in humanistischen Druckwerken die Nähe, ja Intimität zwischen Autor und Autorenpublikum literarisch zelebriert: in Widmungsepisteln und Grußworten, in Lobsprüchen auf literarische Heldentaten gelehrter Mitstreiter, in Anspielungen für Eingeweihte usw.

Entscheidend war jedoch, dass diese Praxis der kollektiven Distinguierung keiner festen Abriegelung nach außen diente, sondern mit einem ostentativ missionarischen Anspruch verbunden wurde. Wo auch immer Humanisten das Wort erhoben, priesen sie sich als Segen für die Menschheit, als Apostel der Zivilisation und Kämpfer gegen die Barbarei. Mochte ihr hochtrabendes Selbstlob noch so oft der eigenen Eitelkeit oder der Verdrängung anderer Gelehrtengruppen gedient haben, es gehörte zu einem expansiv-universalistischen Intellektuellenhabitus, der in Europa als profanes Phänomen neu war. Dieser Habitus führte nicht nur zu humanistisch inspirierten Schulgründungen und Universitätsreformen, sondern auf lange Dauer zum Aufgehen des Humanismus in der höfisch-städtischen Elitenkultur. Mit anderen Worten: Die Humanisten hielten die labile Balance zwischen „universalistischer Öffnung und partikularistischer Abschießung“⁴⁵ – ein Grundprinzip der europäischen Intellektuellensozialisierung – nur

⁴⁴ Der Druck einer humanistischen Schrift kam daher, sowohl aus der Sicht des Autors wie des privilegierten Kreises der Manuskriptleser, stets einer Gratwanderung gleich: Was an Breitenwirkung und Prestige gewonnen wurde, ging an Kontrolle und privilegiertem Besitz des Wissens verloren.

⁴⁵ Bernhard Giesen: *Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit*. Frankfurt a. M. 1993, S. 74.

vortübergehend aufrecht: Die Exklusivität ihres Ranges verringerte sich mit zunehmendem Erfolg ihrer Bildungspropaganda. Dieser Vorgang war im humanistischen Habitus von Anfang an angelegt und manifestierte sich vor allem im Umgang mit den Mächtigen.

In ihrem Austausch mit Herrschaftsträgern beschworen Humanisten regelmäßig eine höhere Komplizenschaft von Geist und Macht, von literarischem und politischem Heroismus, und schlugen dabei einen neuen, intimeren Ton an. Schon Petrarca (1304–1374) hatte vielen ein Beispiel gegeben, indem er Papst und Kaiser in antikischer Manier duzte⁴⁶ und ihnen auch sonst demonstrativ auf gleicher Augenhöhe begegnete. An Karl IV. richtete er die Worte: „Du rufst mich nach Deutschland; ich rufe Dich nach Italien! Du bist mir durch Autorität überlegen, ich Dir in der Sache.“⁴⁷ Spätere Humanistengenerationen gingen dazu über, Könige, Fürsten und Stadtherren direkt ihresgleichen zuzurechnen. Conrad Celtis (1459–1508) verlieh Kaiser Maximilian I. eine Mitgliedschaft in seiner virtuellen nationalen Gelehrtensozialität,⁴⁸ seine deutschen Berufsfreunde stilisierten Karl den Großen zum humanistischen Idealgelehrten *avant la lettre*⁴⁹ und ein italienischer *poeta laureatus* ließ sogar verlauten, im Altertum seien „die Lehrer der freien Künste und die Juristen alle hochgelehrte Humanisten gewesen, am allermeisten aber die Fürsten, Könige und der ganze Adel“.⁵⁰ Gerade die lorbeerbekränzten Dichter und Redner⁵¹ hatten besonderen Grund, einen herrschaftlichen Status der humanistischen Studien vorzugaukeln, sahen sie doch in den seit Friedrich III. vom Kaiser vollzogenen Dichterkrönungen eine

⁴⁶ Vgl. Rüegg: Die Funktion des Humanismus (wie Anm. 31), S. 22.

⁴⁷ *Tu me in Germaniam, ego in Italiam te uoco. Tu autoritate me superas, ego te causa.* Petrarca an Karl IV., Padua, 18. Juli 1361. *Epistolae de rebus familiaribus* 23, 8. In: ders.: *Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe.* Hg. und übersetzt von Berthe Widmer. Basel 2001, S. 526.

⁴⁸ Tibor Klaniczay: Die Akademie als die Organisation der intellektuellen Elite in der Renaissance. In: *Sozialgeschichtliche Fragestellungen in der Renaissanceforschung.* Hg. von August Buck und Tibor Klaniczay. Wiesbaden 1992 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 13), S. 1–15, hier S. 13; ders.: Celtis und die Sodalitas litteraria per Germaniam. In: *Respublica Guelpherbytana. Festschrift für Paul Raabe.* Hg. von August Buck und Martin Bircher. Amsterdam 1987 (Chloe 6), S. 79–105; Jan-Dirk Müller: Konrad Peutinger und die Sodalitas Peutingeriana. In: *Der polnische Humanismus und die europäischen Sodalitäten.* Hg. von Stephan Füßel und Jan Pirożyński. Wiesbaden 1997 (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 12), S. 167–186, hier S. 173f.

⁴⁹ Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 316–319.

⁵⁰ Es handelt sich um Girolamo Amaseo aus Udine (1467–1517): *li antiqui sì artisti come legisti tutti erano dotissimi humanisti et maxime li principi et re et ogni nobilità.* Zit. nach Rüegg: Die Funktion des Humanismus (wie Anm. 31), S. 18f.

⁵¹ Zu den gekrönten Dichtern im Zeitalter Friedrichs und Maximilians vgl. u. a. Dieter Mertens: Maximilians gekrönte Dichter über Krieg und Frieden. In: *Krieg und Frieden im Horizont des Renaissancehumanismus.* Hg. von Franz Josef Worstbrock. Weinheim 1986 (DFG. Kommission für Humanismusforschung. Mitteilungen 13), S. 105–123; ders.: „Bebelius [...] patriam Sueviam [...] restituit“. Der *poeta laureatus* zwischen Reich und Territorium. In: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 42 (1983), S. 145–173; Schirrmeyer: *Triumph des Dichters* (wie Anm. 34).

offizielle Anerkennung für den quasiimperialen Rang der Poesie und Redekunst.⁵² So angestrengt diese doppelte Integrationsrhetorik, die aus Herrschern Humanisten und aus Humanisten Herrscher machte, von der realen Machtverteilung und Distanz zwischen Schwert und Feder ablenkte, mit der Zeit schlug sie eine neue, auf profanen Pfeilern stehende Brücke zwischen der abendländischen Gelehrten- und Herrschaftskultur. Dem entsprach, dass in humanistischen Netzwerken die Grenze zwischen gelehrten und herrschaftlichen Patronen diffus blieb; Figuren wie der venezianische Patrizier und Kardinal Pietro Bembo (1470–1547) oder der kaiserliche Rat und Superintendent der Wiener Universität Johannes Cuspinian (1473–1529) konnten beide Rollen einnehmen. Wie aus wortmächtigen Humanisten sogar machtvollen Herrscher werden konnten, lebten Tommaso Parentucelli und Enea Silvio Piccolomini auf dem Papstthron vor.⁵³ Karrieren wie ihre blieben freilich die Ausnahme und waren nur an der Kurie möglich, die für vertikale Mobilität wie keine andere bedeutende Machtinstitution offen war. Insgesamt lässt sich die langfristige Bedeutung des Brückenschlags zwischen den Rollen des Gelehrten und des Herrschers kaum überschätzen, sei es für die politische Propaganda und Machtrepräsentation, sei es für den Aufbau der europäischen Diplomatie, sei es für den Siegeszug der mathematischen Wissenschaften,⁵⁴ sei es für die Pathogenese der europäischen Intellektuellenhybris.

Der humanistischen Rollenwahl des „Herrschers durch das Wort“ entsprach das allgemeine Verständnis der „*studia humanitatis*“ als Herrschaftswissen. Vom neuhumanistischen Ideal einer zweckfreien Bildung zur Vervollkommenheit des Individuums, wie es in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts formuliert wurde, war im Renaissance-Humanismus noch wenig vorhanden. Im Gegenteil, es herrschte weitgehender Konsens, dass die Legitimität der „*studia humanitatis*“ vor allem darin bestehe, instrumentelles Wissen zur Herrschaftsorganisation und Machtausübung bereitzustellen. Dieser Anspruch war direkt im Begriff der „*humanitas*“ verankert. Mit ihm rekurierten die Humanisten auf ein

⁵² Neben den Dichterkrönungen gab es auch andere, subtilere Methoden, die humanistische Tätigkeit als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln darzustellen. Ein schönes Beispiel ist die oft zitierte Legende, der mailändische Herzog Gian Galeazzo Visconti habe im Krieg gegen Florenz geklagt, ein Brief von Coluccio Salutati schade ihm mehr als tausend florentinische Reiter. Diese Aussage wird gerne als Beleg für die politische Macht der humanistischen Sprache angeführt, nur geht dabei vergessen, dass sie von Salutati selbst kolportiert wurde, der in dieser Sache sicher nicht der vertrauenswürdigste Gewährsmann war. Nicht über den Machtbesitz, dafür aber über die Machtphantasien der Humanisten kann diese Legende Aufschluss geben; vgl. Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 225.

⁵³ Wegen dieses Fehlens von Demarkationslinien zwischen Macht- und Gelehrtensphäre erscheint es noch etwas verfrüht, schon im Humanismus die Konstruktion des literarischen Feldes im Sinne Pierre Bourdieus anzusetzen; vgl. dazu Caspar Hirschi: Rezension zu: Schirmer: *Triumph des Dichters* (wie Anm. 34). In: *H-Soz-u-Kult*, 11.07.2005.

⁵⁴ Vgl. Biagioli: *Galilei* (wie Anm. 27); Steven Shapin: *A Social History of Truth. Civility and Science in Eighteenth Century England*. Chicago, London 1994; Walter E. Houghton Jr.: *The English Virtuoso in the Seventeenth Century*. In: *Journal of the History of Ideas* 3 (1942), S. 51–73.

römisches Bildungsideal, das sie in Ciceros Schriften mustergültig dargelegt und in Ciceros Person exemplarisch vorgelebt fanden. Cicero und andere Gelehrtenpolitiker der späten Republik hatten für die römische Senatsaristokratie eine umfassende „eruditio“ (wörtlich: „Entrohung“) gefordert, die vom alten Hausbuchwissen der führenden Familien wegführte und den im römischen Senat verankerten Wissenskompetenzen das griechische Ideal der „paideia“ unterlegte. Zu diesen Kompetenzen gehörte nicht nur die Oratorik, sondern auch die Geschichtsschreibung und die politische Ethik, die ursprünglich einem der ehrwürdigsten Senatorenämter zugeordnet waren, jenem des Zensors. Der vollendete Senator selbst wurde als „orator doctus“ dargestellt, besonders bewandert in Rhetorik, Recht, Geschichte und Moralphilosophie. Seine breite Bildung qualifizierte ihn nicht nur zum guten Politiker, sondern machte ihn erst zum edlen Menschen. Sie verkörperte und verlieh „humanitas“.⁵⁵

War das römisch-antike Bildungsideal der „humanitas“ derart eng an das politische System einer parlamentarischen Oligarchie gebunden, in der die Figur des Gelehrtenpolitikers – auch als „homo novus“ – einen institutionell vorgegebenen Platz hatte, so stellt sich die Frage, wie es in der Renaissance unter gänzlich anderen Herrschaftsbedingungen überhaupt erfolgreich sein konnte. Dass der Humanismus für die Ausübung der Politik überlegene Problemlösungen zur Verfügung stellte, ist wenig wahrscheinlich; wie Robert Black treffend bemerkt hat, boten humanistische Abhandlungen „wenn überhaupt wenige Lektionen in der politischen Realität; ihre moralischen Plattitüden und Banalitäten konnten einem italienischen Politiker, der vor Entscheidungen über Krieg und Frieden, über Allianzen, Parteienkonflikte, über die Besteuerung oder Verwaltung von Untertanengebieten stand, kaum eine Hilfestellung geben“.⁵⁶ Für den Erfolg des Humanismus waren wohl kaum rationale Beweggründe verantwortlich. Am ehesten zu verstehen ist er, wenn man die Hauptinnovation des Humanismus genauer betrachtet: die Ästhetisierung der lateinischen Sprache. Sie wurde zum eigentlichen Markenzeichen humanistischer Texte, verbunden mit der impliziten oder expliziten Botschaft, dass zwischen sprachlicher Schönheit, Wahrheit, Moral und Macht ein notwendiger Zusammenhang bestehe.⁵⁷ Die Abwendung von der mittelalterlichen Gelehrsamkeit

⁵⁵ Peter Scholz: Der Senat und die Intellektualisierung der Politik – Einige Bemerkungen zur Krise der traditionellen Erziehung in der späten römischen Republik. In: Wissen in der Krise. Institutionen des Wissens im gesellschaftlichen Wandel. Hg. von Carsten Kretschmann, Henning Pahl und Peter Scholz (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 7). Berlin 2004, S. 17–27, hier S. 21f.

⁵⁶ Black: Humanism (wie Anm. 32), S. 274.

⁵⁷ Explizit wird dieser Zusammenhang in einem Brief von Pietro Bembo an Giovanni Pico della Mirandola: „Ich glaube“, schrieb Bembo, „dass sich in Gott nicht nur eine bestimmte göttliche Form der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit und der übrigen Tugenden, sondern auch eine bestimmte göttliche Form des vollendeten Schreibstils [*recte scribendi speciem quandam divinam*] findet.“ Diesen Stil hielt Bembo nicht etwa in der Sprache der Evangelien, sondern in den Texten des „göttlichen“ Cicero für perfekt imitiert; das Latein rückt hier also fast an die Stelle der vorbabylonischen Sprache, die eins war mit den Dingen, die sie

war in erster Linie eine sprachlich-stilistische, in zweiter Linie auch eine des literarischen Kanons und der Gattungen. Diese Verschiebung war für Leser und Zuhörer, die die lateinische Sprache einigermaßen verstanden, sofort erfassbar, was zur Attraktivität humanistischer Bildung als kulturelles Kapital beitrug.

Der humanistische Glaube an die Macht der Sprache fiel in eine Zeit rasant ansteigender Schriftlichkeit, die in einer ersten Phase besonders die Herrschaftspraxis und die Kultur der gesellschaftlichen Eliten veränderte.⁵⁸ Es ist nahe liegend, in diesem Prozess ein Anzeichen für die Rationalisierung von Herrschaft und Verwaltung zu sehen, und auf lange Sicht trifft dies auch zu. Auf mittlere Sicht jedoch kam die Verschriftlichung auch einer Neuverzauberung gleich. So suspekt uns heute das Zusammendenken von schöner Sprache, reiner Seele und guter Herrschaft ist, so überzeugend musste es auf die Machteliten in einer semi-oralen Kultur gewirkt haben, für die rituelle Sprechakte und vor allem die zu Schrift erstarrte Sprache einen magischen Charakter hatten. Die Sprache war hier kein Schlauch, der Informationen transportierte, kein Abbild einer ihr äußerlichen Welt, sondern „ein Stigma auf den Dingen“, eine Verkörperung heiliger Traditionen und Trägerin einer Macht, die ihren eigenen Zeichen entsprang.⁵⁹ Das galt im Besonderen für das Latein, die Sprache der Kirche; von ihrem sakralen Charisma floss viel in den Humanismus ein.

Die Humanisten agierten in dieser Übergangskultur als verzauberte Verzauberer: Ihr eigenes Denken war auch von einem magischen Sprach- und Schriftverständnis geprägt, nicht zuletzt in ihrer Paradedisziplin der Philologie, die vom Glauben an einen reinen Ursprungstext⁶⁰ und an eine Entschlüsselung der Natur im Medium des Kommentars beseelt war. Die Methode der Wissensver-

beschrieb; zit. nach Lucien Febvre: *Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais*. Stuttgart 2002, S. 404 (franz. Originalausgabe Paris 1942).

⁵⁸ Walter Rüegg: *Der Humanist als Diener Gottes und der Musen*. In: ders.: *Anstöße. Aufsätze und Vorträge zur dialogischen Lebensform*. Frankfurt a. M. 1973, S. 152–167, hier S. 160–162.

⁵⁹ Vgl. zum Sprachverständnis der Renaissance die noch immer äußerst anregende, aus präzisen Beobachtungen und nebulösen Abstraktionen zusammengesetzte Theorie von Michel Foucault in: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a. M. 1974, S. 66–77 (franz. Erstausgabe Paris 1966).

⁶⁰ So lag dem manischen Bemühen um die reine „restitutio“ antiker Texte die Einstellung zugrunde, dass der Nimbus einer Schrift entschwinde, sobald ihr Wortlaut verändert werde; man verlangte, literarische Funde „summa cum devotione“, mit höchster Ehrfurcht, philologisch aufzubereiten. Italienische Humanisten führten sie wie Reliquien aus Deutschland und Frankreich an ihren angeblichen Herkunftsort, die „patria Italia“, zurück. Als Reliquie fungierte aber nicht das Manuskript, sondern der Text. Es handelte sich also um das Paradox einer reproduzierbaren Reliquie. Die Humanisten präsentierten sich als Entdecker und Verbreiter magischer Schätze, deren Heiligkeit die Antike verbürgte. Die Magie humanistischer Texte wirkte – und darin übertraf sie jene der Reliquie – in doppelter Weise: in der materiellen Präsenz von Prachteditionen (die zusammen mit Reliquien ausgestellt wurden) und dauerhaft durch Inkorporation mittels Lektüre. Gemessen am scholastischen Nominalismus, der zwischen sprachlichem Zeichen und Inhalt unterschied, sich aber auf theologische Themen beschränkte, resakralisierte der Humanismus die Sprache – bei gleichzeitiger Säkularisierung des Themenfeldes.

mehrung bestand darin, „Sprache auf Sprache zu beziehen“.⁶¹ Entscheidend war, dass die Humanisten dieses Sprachverständnis auf innerweltliche Kontexte übertrugen und damit für neue Verzauberungen fruchtbar machten.

Damit waren die Voraussetzungen gegeben, dass die Humanisten mit ihrer angeblichen Vollmacht zum Verherrlichen und Verdammen der Mächtigen glaubhaft wirken konnten. Was sie herrschaftlichen Protektoren versprochen, war nichts weniger als die literarische Verwandlung in und Verewigung als Helden antiker Größe. Auch hier wäre es falsch, den Herrschaftsträgern zu unterstellen, sie hätten die Humanisten bloß aus kühler Berechnung zu „Propagandaministern“ ernannt und sich um ihre Weisheiten nicht weiter gekümmert. Obwohl ihnen die humanistischen Rezepte für eine gute und erfolgreiche Politik keinen praktischen Nutzen brachten, darf man annehmen, dass bei vielen vom humanistischen Herrschaftsgedanken etwas hängen blieb. Diesen Gedanken kann man auf die Formel bringen: ohne römische Bildung keine Herrschaft und kein Ruhm von römischem Ausmaß.

4. 2. Stadt

Obwohl die wissenschaftliche Literatur zur Stadtgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit noch weit umfangreicher ist als jene zum Humanismus, bedarf es für die folgenden Betrachtungen nur einer kurzen Präzisierung. Es geht um die Mauern und Tore innerhalb der Stadtmauern und Stadttore. Aus rechts- und politikgeschichtlicher Perspektive mag es hilfreich sein, die vormoderne Stadt mit jenem Raum gleichzusetzen, in dem das Stadtrecht wirksam war, aus kulturgeschichtlicher Perspektive macht das wenig Sinn. Nicht nur in Stadtansichten, sondern auch im städtischen Leben nahmen Enklaven wie Kathedralen, Klöster, Kollegiate, Spitäler, Universitäten oder fürstliche Residenzen eine markante Stellung ein. Sie standen halb in der Stadt, halb außerhalb, waren für die Stadtobergkeiten ein konstanter Störfaktor und für die Stadtkultur ein nie versiegender Energiespender und -empfänger.⁶² Der Aufstieg des Humanismus ist dafür ein gutes Beispiel. Die anachronistischen Fehlschlüsse der Anhänger der Bürgerhumanismustheorie dürften auch auf die Unterschätzung dieser Enklaven und die vorschnelle Gleichsetzung von Stadt- und Bürgerkultur zurückzuführen sein.

⁶¹ Zur immanenten „Erkenntnistheorie“ der humanistischen Kommentarkultur vgl. Foucault: *Die Ordnung der Dinge* (wie Anm. 59), S. 72–74; und darauf aufbauend Mulsow: *Die unanständige Gelehrtenrepublik* (wie Anm. 42), S. 27–66.

⁶² Christopher R. Friedrichs: *The Early Modern City 1450–1750*. London, New York 1995, S. 31, 36.

5. Der städtische Humanismus: ein trojanisches Pferd?

5.1. *Stadtadel und Kaufmannschaft*

In italienischen wie deutschen Städten fasste der Humanismus zuerst bei den herrschaftsnahen Eliten weltlichen *und* geistlichen Standes Fuß. Von den Humanisten selbst stammte nur eine Minderheit aus diesen Eliten, die Mehrheit bewegte sich also in einem Umfeld, das ihnen nicht von Kindsbeinen an vertraut war. Der Ruf der Aufsteiger begleitete daher viele von ihnen, ebenso wie der Druck, ihren Aufstieg dauernd zu legitimieren. Das taten sie unter anderem mit der Doktrin eines gelehrten Verdienstadels, einer „nobilitas animi“, mit der sie sich in die ständische Ökonomie der Ehre einzuklinken versuchten.

Dieser Versuch war erfolgreich, weil die Humanisten Werte beschworen, die dem sozialen Streben der städtischen Eliten nach einer Lebensform adligen Zuschnitts mit Landsitzen, Rentenwirtschaft, Hofämtern, Gesellenstechen sowie Familienwappen und -siegeln einen soliden Unterbau gaben.⁶³ Humanistische Verhaltensideale wie „civilitas“,⁶⁴ „urbanitas“ und „aemulatio“ sowie Leitwerte wie „virtus“, „honor“, „fama“ und „laus“ waren wohl der antiken Patrizierkultur entliehen, entsprachen aber in der Renaissance weit mehr adlig-ritterlichen als stadtbürgerlichen Lebens- und Umgangsformen.⁶⁵ Sie huldigten einer Leistungsethik weitab vom Feld des Kommerzes, ja besaßen eine antimerkantile und antigewerbliche Note. Für die meisten Humanisten war die Welt des Geldgeschäfts, der Güterproduktion und des Großhandels das Gegenteil jener Bühne, die sie für sich selbst aufstellten, nämlich barbarisch, geizig und ehrenrührig. Sie hielten zu ihr denn auch diskret bis demonstrativ Distanz. Christine Tremml hat in den Korrespondenzen führender deutscher Humanisten zwischen 1480 und 1530 nur einen „hauptamtlichen Kaufmann“ gefunden und ist zum Schluss gekommen, dass um 1500 „kein Herrscher als Gönner von Gelehrten“ aufgetreten sei.⁶⁶ Conrad Celtis streifte in seiner berühmten „Norimberga“ von 1502 Handel und Gewerbe nur im letzten von sechzehn Kapiteln und erlaubte sich dabei den wenig schmeichelhaften Kommentar: „So leben sie [...] nicht von der

⁶³ Ebd., S. 186–188.

⁶⁴ So wenig „civilitas“ ein der stadtbürgerlichen Kultur eigenes Verhaltensideal bezeichnete, so wenig bezog sich „civitas“ zwingend auf eine Stadtgemeinde; Humanisten verwendeten den Begriff ebenso für fürstliche Territorien; vgl. Karl Borchardt: Humanismus in Franken. In: Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte. Hg. von Johannes Merz. Darmstadt 2004 (Hefte zur bayerischen Landesgeschichte 3), S. 231–246, hier S. 238f.

⁶⁵ Zu den spätmittelalterlichen Idealen einer adligen Lebensführung vgl. Otto Gerhard Oexle: Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. In: Europäischer Adel 1750–1950. Hg. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1990 (Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 13), S. 19–56, hier S. 21–25; Werner Paravicini: Gab es eine einheitliche Adelskultur im späten Mittelalter? In: Europa im späten Mittelalter. Politik – Gesellschaft – Kultur. Hg. von Rainer C. Schwinges, Christian Hesse und Peter Moraw. München 2006 (Historische Zeitschrift. Beihefte. Neue Folge 40), S. 401–434.

⁶⁶ Tremml: Humanistische Gemeinschaftsbildung (wie Anm. 36), S. 22f.

Erde, dem Himmel oder der Luft, sondern allein vom Geld.⁶⁷ Was der Stadt in seinen Augen hingegen höchsten Ruhm einbrachte, war ihre Funktion als Kaiserresidenz.⁶⁸ Auch bei den angeblichen Bürgerhumanisten von Florenz war es mit der viel beschworenen ideellen und sozialen Nähe zum Frühkapitalismus nicht weit her. Wie Richard Trexler konstatiert hat, waren die Florentiner Humanisten außerstande, Händler als gute Bürger anzusehen; anstatt den Handel und das Gewerbe zu adeln, spielten sie die merkantilen Wurzeln der Bürgerschaft herunter, weil sie ihnen unrein vorkamen.⁶⁹ Schon Salutati investierte einen Großteil seines Vermögens in Landbesitz.⁷⁰ Kultur und Kommerz fanden erst dann zusammen, wenn reiche Städter ihre Geschäftstätigkeit durch einen adligen Repräsentationsstil verschleiern wollten oder noch besser: wenn sie ihr zugunsten eines Rentnerlebens komplett entsagten. Generationenwechsel waren dafür besonders günstig. Florentiner Humanisten wie Niccolò Niccoli (1364–1437), Giannozzo Manetti (1396–1459), Carlo Marsuppini (1399–1453), Poggio Bracciolini (1380–1459) und Matteo Palmieri (1406–1475) waren allesamt glückliche Erben, machten sich die Hände kaum mehr schmutzig, tätigten vielleicht noch gut getarnte Geldgeschäfte, nahmen aber vor allem einträgliche Regierungssämter an.⁷¹ Falls sie sich für eine Heirat entschieden, kamen nur noch Töchter aus politisch mächtigen oder berühmten alten Familien in Frage. Wenn der Humanismus also auf die Repräsentanten des so genannten Frühkapitalismus anziehend wirkte, dann als Ausstiegshilfe aus den Niederungen des Erwerbslebens in eine scheinbar freiere und edlere Leistungsgesellschaft aristokratischen Zuschnitts. Das war in Italien nicht anders als in Deutschland. Häufig ging der Ausstieg mit einem Universitätsstudium einher, oft in Jurisprudenz oder Medizin, selten in Theologie.⁷² Die humanistische Bildung allein genügte also kaum, es bedurfte noch einer solideren Form der kulturellen Kapitalakkumulation.

5.2. Kommunale Politik und Verfassung

Wie die städtische Politik organisiert war, wer an ihr teilhatte und welche Stabilität sie gewährleistete, spielte für den Erfolg des Humanismus eine untergeordnete Rolle. Die diesbezüglichen Überzeugungen der Humanisten selbst sind eher irreführend; ihre rudimentäre Kulturtheorie beruhte in der Regel auf der „augusteischen“ Doktrin, dass Wissenschaft und Literatur nur unter starker und

⁶⁷ Conrad Celtis: *Norimberga*. Nürnberg 2000 (ins Deutsche übersetzt von Gerhard Fink), Kap. 16, S. 74; der lateinische Text: *De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus*. In: Conrad Celtis und sein Buch über Nürnberg. Hg. von Albert Werminhoff. Freiburg i. Br. 1921, S. 99–203.

⁶⁸ Ebd., Kap. 1, S. 20f.

⁶⁹ Richard C. Trexler: *Public Life in Renaissance Florence*. New York 1980, S. 19–27.

⁷⁰ Lauro Martines: *The Social World of the Florentine Humanists 1360–1460*. Princeton 1963, S. 263.

⁷¹ Ebd., S. 263–266.

⁷² Trembl: *Humanistische Gemeinschaftsbildung* (wie Anm. 36), S. 25–28, 36f.

stabiler Herrschaft zum Blühen kämen. Dass politische Krisen, ja sogar konstant instabile Verhältnisse als Musen wirken könnten, war für die meisten undenkbar, obwohl ihnen die Stadt Florenz in dieser Hinsicht besten Anschauungsunterricht hätte bieten können.⁷³ Allgemein scheint eine mobile, von Abstieg bedrohte und von Aufsteigern bedrängte Elite der Integration des Humanismus eher förderlich gewesen zu sein als eine fest im Sattel sitzende Oligarchie. In Italien ist dafür neben Florenz das zweite Zentrum des Humanismus, Rom, ein eindruckliches Beispiel, wobei hier der päpstliche Hof als produktivster Unruhestifter gewirkt hat.

Umgekehrt bot die vergleichsweise stoisch in sich ruhende Republik Venedig dem Humanismus keinen ähnlich fruchtbaren Boden. Ihre wichtigste Bedeutung lag in einem relativ herrschafts- und elitefernen Bereich: dem Druckgewerbe. Dessen Unterstützung, etwa durch eine large Zensur, gab den Stadtobrigkeiten die Möglichkeit, vom Humanismus finanziell zu profitieren, ohne seinen Repräsentanten weiter verpflichtet zu sein. Ähnlich verhielt es sich mit Basel, der wichtigsten Druckerstadt nördlich der Alpen. Erasmus, der zu den wenigen gehörte, die es sich leisten konnten, von ihren humanistischen Studien zu leben,⁷⁴ zog 1514 wegen der Offizin Johannes Frobens (1460–1527) hierher. Er lebte eineinhalb Jahre im Haus des Druckers, der sich am Publikationsstil des führenden venezianischen Humanistendruckers Aldus Manutius (1449–1515) orientierte, ohne zu den Stadtobrigkeiten, die sich vom Humanismus nicht sonderlich begeistern ließen, engeren Kontakt zu knüpfen. Erst als diese allmählich merkten, dass Erasmus „zu einem ökonomischen Faktor bedeutenden Ranges“ für die Stadt geworden war, bemühten sie sich verstärkt um sein Bleiben.⁷⁵

Das Druckgewerbe allein zog Humanisten selten auf Dauer in eine Stadt. Erasmus war in dieser Beziehung – wie in vielen anderen – eine Ausnahme.⁷⁶ Ohne Amt, Pfründe oder Anstellung konnten sich die wenigsten über Wasser halten und die, die es konnten, gehörten eher zu den sesshaften Humanisten. Dass Basel ohne eine wirkliche mäzenatische Elite zu einer Humanistenstadt werden konnte, hing mit der aus dem Konzil hervorgegangenen städtischen

⁷³ Auch in Deutschland herrschte diese Doktrin vor und führte etwa zur Vorstellung, dass auf die *translatio imperii ad Germanos* zwangsläufig eine *translatio studii* folgen müsse, da höchste Herrschaft und höchste Kultur unter einem Dach vereinigt sein müssten; vgl. Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 285f.

⁷⁴ Zum Thema „humanism earned no one a living“ vgl. Peter Matheson: *Humanism and Reform Movements*. In: *The Impact of Humanism on Western Europe*. Hg. von Anthony Goodman und Angus Mackay. London, New York 1990, S. 23–42, hier S. 25.

⁷⁵ Beat R. Jenny: *Humanismus und städtische Eliten in Basel im 16. Jahrhundert*. In: *Humanismus und höfisch-städtische Eliten im 16. Jahrhundert*. Hg. von Klaus Malettke (*Pariser historische Studien* 27). Bonn 1989, S. 319–359, hier S. 320f.

⁷⁶ Zum atypischen Charakter von Erasmus' humanistischer Lebensform und Gelehrsamkeit vgl. Dieter Mertens: *Reich und Elsaß zur Zeit Maximilians I. Untersuchungen zur Ideen- und Landesgeschichte im Südwesten des Reiches am Ausgang des Mittelalters*. Habil. masch. Freiburg i. Br. 1977, S. 8f.; Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 122f., 291–296.

Universität zusammen.⁷⁷ Hier unterrichteten die meisten Humanisten, die länger in der Stadt weilten, wie Sebastian Brant (1458–1521), der von 1489 bis 1501 nicht nur beide Rechte, sondern auch Poesie lehrte, nachdem er schon in der Stadt studiert hatte. Nur dank seiner einigermaßen einträglichen Stellung an der Universität konnte sich Brant während dieser Zeit derart intensiv als Autor und Herausgeber für das Basler Druckgewerbe engagieren.

Ein idealer Stadttyp für die Entfaltung des Humanismus lässt sich nicht rekonstruieren. Versuche deutscher Historiker, die freie Reichsstadt à la Nürnberg, Augsburg und Straßburg als beste aller möglichen Welten für den deutschen Humanismus auszuweisen,⁷⁸ waren zum Scheitern verurteilt, da sie von falschen Prämissen ausgingen: Der Humanismus konnte unter ganz unterschiedlichen Bedingungen gedeihen, ja er bedurfte gerade der spannungsreichen Einbindung in verschiedene Sozialgefüge, um seine dynamische Kraft zu entfalten. Die Kombination aus nichtidealen Bedingungen, die Absicherung nach mehreren Seiten und der Wechsel von Abhängigkeiten bildete das soziale Ferment seiner Produktivität.

5.3. Domherren, Mönche und Pfarrer

In Oberdeutschland und Österreich fasste der Humanismus etwa zeitgleich in fürstlichen Residenzstädten, Universitätsstädten und größeren Reichsstädten Fuß, wobei er innerhalb einer Stadt wiederum an mehreren Orten und Institutionen Wurzeln schlagen konnte. In Bischofsstädten wie Augsburg, Würzburg, Bamberg oder Mainz entwickelten sich die Domkapitel und die Domnebenstifte zu frühen Zentren des Humanismus.⁷⁹ Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Die meisten Domherren waren adliger oder zumindest patrizischer Abstammung, viele hatten an Universitäten in Italien oder Deutschland studiert und unterhielten als Mitglieder des hohen Klerus Beziehungen zur römischen Kurie, wodurch sie unvermeidlich mit dem Humanismus in Berührung kamen; schließlich saßen Domherren auf großzügigen Pfründen und konnten sich von allen kirchlichen Amtsträgern den wohl weltlichsten Lebensstil erlauben, so dass der Teilnahme am gesellig-gelehrten Austausch in humanistischen Sodalitäten kaum Grenzen gesetzt waren.⁸⁰

⁷⁷ Jenny: Humanismus und städtische Eliten (wie Anm. 75), S. 323f.; Edgar Bonjour: Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960. Basel ²1971, S. 94–107 (Erstausgabe 1960).

⁷⁸ Wolfgang Zorn: Die politische und soziale Bedeutung des Reichsstadtbürgertums im Spätmittelalter. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 24 (1961), S. 460–480, hier S. 479; Ernst Walter Zeeden: Deutsche Kultur in der frühen Neuzeit. Frankfurt a. M. 1968, S. 143; auf Franken beschränkt: Andreas Kraus: Gestalten und Bildungskräfte des fränkischen Humanismus. In: Handbuch der bayerischen Geschichte III/1. Begründet von Max Spindler, neu hg. von Andreas Kraus. München 1997, S. 994–1053, hier S. 996f.

⁷⁹ Borchardt: Humanismus in Franken (wie Anm. 64), S. 238f.

⁸⁰ Tremel: Humanistische Gemeinschaftsbildung (wie Anm. 36), S. 36f.

Was das wert war, zeigt der Vergleich mit städtischen Ordensklöstern, in denen der Humanismus ebenfalls frühe, aber flüchtigere Spuren hinterlassen hat.⁸¹ In Humanistenkorrespondenzen tauchen einige Briefschreiber auf, die das Mönchsgelübde abgelegt haben, die wenigsten unter ihnen waren aber einfache Mönche;⁸² diesen hätte die Ordensregel die Teilhabe an der humanistischen Gesellschaft und den Freiraum für die humanistischen Studien auch arg erschwert. Wenn der Humanismus in städtischen Klöstern Eingang fand, dann eher an der Spitze ihrer Hierarchie. Auffallend ist die relativ hohe Empfänglichkeit in Benediktinerabteien,⁸³ wobei das Kloster Sponheim unter dem Abt Johannes Trithemius (1462–1516) das bekannteste Beispiel sein dürfte.⁸⁴ Benediktinischer Bildungshunger allein vermag dieses Phänomen nicht zu erklären. Entscheidende Impulse kamen wohl vielerorts von außen, gehörten doch die alten deutschen Benediktinerklöster wegen ihrer Bücherschätze schon im frühen 15. Jahrhundert zu den begehrtesten Jagdgründen italienischer Humanisten. Kontaktmöglichkeiten waren dadurch in ungleich stärkerem Maß gegeben als in anderen Abteien.

Neben Domstiften und Klöstern mauserten sich auch einzelne Pfarreien zu Nischen humanistischer Gelehrsamkeit. Wenn sich Weltgeistliche im Pfarramt für humanistische Studien erwärmen konnten, dann meist in Zusammenhang mit prestigeträchtigeren Nebentätigkeiten, sei es als städtische Gesandte oder Sekretäre, als Hofprediger oder bischöfliche Räte oder als Professoren der Rhetorik.⁸⁵ Eine städtische Pfarrei konnte also im besten Fall eine solide Pfründe abwerfen und wenig Aufwand abverlangen, so dass genug Zeit und Geld für humanistische Studien blieb.

5. 4. Fürstliche Residenzstädte und Kaiserhof

In Residenzstädten ging die Anziehungskraft auf den Humanismus in der Regel vom Hof, nicht vom Patriziat aus.⁸⁶ Den vorreformatorischen Humanisten boten

⁸¹ Zur problematischen Kategorie des „Klosterhumanismus“ vgl. die differenzierte Betrachtung bei H. Müller: *Habit und Habitus*, S. 39–48 (wie Anm. 13); zur Beziehung von frühhumanistischer und monastischer Kultur in Augsburg vgl. die ebenso kritische wie detaillierte Analyse von Klaus Graf: *Ordensreform und Literatur in Augsburg während des 15. Jahrhunderts*. In: *Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts*. Hg. von Johannes Janota und Werner Willams-Krapp. Tübingen 1995 (*Studia Augustana* 7), S. 100–159.

⁸² Treml: *Humanistische Gemeinschaftsbildung* (wie Anm. 36), S. 37.

⁸³ In Tremls Korrespondenzenanalyse waren von 28 Ordensgeistlichen 13 Benediktiner; ebd.

⁸⁴ Zu Trithemius vgl. Harald Müller: *Graecus et fabulator*. Johannes Trithemius als Leitfigur und Zerrbild des spätmittelalterlichen „Klosterhumanisten“. In: *Inquirens subtilia diversa*. Dietrich Lohrmann zum 65. Geburtstag. Hg. von Horst Kranz und Ludwig Falkenstein. Aachen 2002, S. 201–223.

⁸⁵ Treml: *Humanistische Gemeinschaftsbildung* (wie Anm. 36), S. 36.

⁸⁶ Vgl. etwa die gründliche Analyse von Alois Schmid zur Residenzstadt München, in der sich das Patriziat im Vergleich zum Hof dem Humanismus gegenüber äußerst passiv verhielt; Alois Schmid: *Stadt und Humanismus. Die bayerische Haupt- und Residenzstadt München*. In: *Humanismus und höfisch-städtische Eliten* (wie Anm. 75), S. 239–278.

geistliche Fürstenhöfe oft eine attraktivere Bühne als weltliche. Gründe dafür gibt es mehrere: Bischöfe und ihre Entourage wiesen um 1500 noch ein deutlich höheres Bildungsniveau auf als ihre weltlichen Pendants und kamen durch ihre weit gespannten kirchlichen Beziehungen stärker mit dem italienischen Humanismus in Berührung; zudem waren die meisten geistlichen Höfe sesshafter und durch die Ortsgebundenheit des Doms stärker mit ihrer Residenzstadt verwachsen, was den Aufbau einer humanistischen Klientel begünstigte.⁸⁷ Für die Leitfiguren der ersten zwei deutschen Humanistengenerationen, Rudolf Agricola (1444–1485) und Conrad Celtis (1459–1508), wurde das Fürstbistum Worms unter Bischof Johann von Dalberg (1455–1503) zu einem Förderzentrum ersten Ranges und später fand sogar Ulrich von Hutten (1488–1523) in der Person Albrechts von Mainz einen geistlichen Dienstherrn, dessen großzügig gewährten Freiraum er unter anderem für literarische Hetzkampagnen gegen die Kurie nutzte.⁸⁸

Unter den weltlichen Höfen im Reich stellte in den drei Jahrzehnten vor der Reformation einer alle anderen in den Schatten: der Kaiserhof.⁸⁹ Friedrich III. hatte den Humanismus hoffähig gemacht, Maximilian I. den Hof humanismusfähig. Um die Bedeutung des habsburgischen Hofes für die Humanisten in den oberdeutschen Städten zu ermessen, ist die Unterscheidung zwischen „engerem“ und „weiterem“ Hof hilfreich.⁹⁰ Zum engeren Hof gehörte jenes buntscheckige Personal aus Adligen, Dienstleuten und Verwaltungsspezialisten, das sich in unmittelbarer Nähe des Kaisers befand und für die tägliche Abwicklung der politischen Geschäfte, logistischen Aufgaben und gesellschaftlichen Anlässe gebraucht wurde. Hier konnten Humanisten als Prinzerzieher,⁹¹ in der

⁸⁷ Jörg Wettlaufer: Zwischen Konflikt und Symbiose. Überregionale Aspekte der spannungsreichen Beziehung zwischen Fürstenhof und Stadt im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: *Der Hof und die Stadt* (wie Anm. 26), S. 19–33, hier S. 21.

⁸⁸ Bevor Hutten in den Mainzer Hofdienst eintrat, hatte er schon enge Kontakte zu den geistlichen Höfen in Bamberg und Würzburg. Der kurfürstliche Hof zu Mainz blieb auch nach der Reformation ein Zentrum des Humanismus, wenn auch die große Schar der jungen lutherischen Humanisten wegfiel und sich vornehmlich in Wittenberg und Erfurt konzentrierte. Noch 1530 etwa ernannte Albrecht den aus dem Erfurter Humanistenkreis stammenden Crotus Rubianus (1480–1545) zu seinem Rat; zu Huttens kritischen Reflexionen über das Verhältnis von Humanisten und Hof vgl. Dieter Mertens: *Der Preis der Patronage. Humanismus und Höfe*. In: *Funktionen des Humanismus*. Hg. von Thomas Maissen und Gerrit Walther. Göttingen 2006, S. 125–154, hier S. 139–144.

⁸⁹ Zum Humanismus am Hof Maximilians I. vgl. die hervorragenden Ausführungen ebd., S. 149–154, sowie Jan-Dirk Müller: *Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I.* München 1982 (*Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur* 2).

⁹⁰ Zu dieser Unterscheidung, die schon in spätmittelalterlichen Quellen nachweisbar ist, vgl. die zurzeit wohl kompakteste Beschreibung des mittelalterlichen und neuzeitlichen Hofes bei Aloys Winterling: „Hof“. Versuch einer idealtypischen Bestimmung anhand der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte. In: *Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen*. Hg. von Reinhardt Butz, Jan Hirschbiegel und Dietmar Willoweit. Köln, Weimar, Wien 2004 (*Norm und Struktur* 22), S. 77–90, hier S. 79ff.

⁹¹ Als „*praefectus studii*“ wirkten Humanisten auch an anderen weltlichen Höfen: in Heidelberg etwa Reuchlin und in München Aventin; Mertens: *Der Preis der Patronage* (wie Anm. 88), S. 150; Tremml: *Humanistische Gemeinschaftsbildung* (wie Anm. 36), S. 17f.

Kanzlei oder im kaiserlichen Rat Karriere machen, wobei ein Doktorat in Jurisprudenz ihre Chancen deutlich erhöhte. Für den deutschen Humanismus weit bedeutsamer war jedoch der weitere Kaiserhof. Ihm lassen sich jene gelehrten und politischen Eliten zuordnen, die aus räumlicher Distanz – von der Universität Wien bis zu Reichsstädten königsnahe oder königsoffener Landschaften⁹² – in die Herrschaftspraxis eingebunden wurden. Ihr Dienst erfolgte unabhängig vom politischen Tagesgeschäft und galt, gerade von gelehrter Seite, häufig repräsentativen Zwecken. Humanisten, die dem weiteren Kaiserhof angehörten, empfingen vom Kaiser in der Regel keine festen Pensionen und erledigten für ihn keine Routinearbeiten, sondern wurden mit „Spezialaufgaben“ betraut, etwa rechtsgeschichtlichen Gutachten, Reichstagsreden, Beratungsmandaten oder diplomatischen Missionen.⁹³ Der notorisch von Geldsorgen geplagte Maximilian gab ihnen dafür lieber Titel und Ehre als Geld. Ihre wohl wichtigste Funktion bestand jedoch in der informellen Vermittlungstätigkeit zwischen dem Kaiserhof und den reichsstädtischen Machträgern und Künstlern. Maximilian fand in den reichsstädtischen Humanisten wirkungsvolle Propagatoren einer im Kaisertum verankerten deutschen Nation⁹⁴ und Kunstagenten für seine ambitionierten Ruhmesprojekte⁹⁵ und die Stadtregierungen nutzten sie als Fürsprecher ihrer Interessen in Zeiten der expandierenden fürstlichen Territorialherrschaft und der grassierenden kaiserlichen Schuldenwirtschaft. Ein Conrad Peutinger (1465–1547) in Augsburg, ein Sebastian Brant (1458–1521) in Straßburg, ein Ulrich Zasius (1461–1535) in Freiburg oder ein Willibald Pirckheimer (1470–1530) in Nürnberg verdankten ihre einflussreiche Stellung in der kommunalen Politik maßgeblich den guten Beziehungen zum habsburgischen Hof, ja zu Maximilian

⁹² Peter Moraw zählt zu den königsnahen Landschaften des spätmittelalterlichen Reichs Franken, Mittelrhein-Unterrhein, Teile Schwabens und „dahinschwindend“ den Saale-Mittelbe-Raum, zu den königsoffenen Landschaften Oberrhein und oberer Niederrhein, während er ganz Norddeutschland den königsfernen Gebieten zuordnet; Peter Moraw: *Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250–1490*. Berlin 1989, S. 175.

⁹³ Eine Sonderstellung nahmen die Humanisten am „collegium poetarum et mathematicorum“ ein, das Maximilian 1501 für Conrad Celtis gestiftet hatte und an dem dieser seine letzten sieben Lebensjahre verbrachte. Sie gehörten nicht dem engeren Hof an, waren aber im Unterschied zu den Mitgliedern des weiteren Hofes fest besoldet.

⁹⁴ Vgl. Caspar Hirschi: *Vorwärts in eine neue Vergangenheit. Funktionen des humanistischen Nationalismus in Deutschland*. In: *Funktionen des Humanismus* (wie Anm. 88), S. 362–395, hier S. 383–389.

⁹⁵ Wie Martin Warnke gezeigt hat, wurde die Tätigkeit der Humanisten als städtische Kunstagenten für den Hof im 16. Jahrhundert zu einem verbreiteten Phänomen: „Konrad Peutinger und Willibald Pirckheimer haben in Augsburg und Nürnberg für Kaiser Maximilian fast die Funktion von Kunstagenten ausgeübt. Erasmus und Thomas Morus haben Holbein den Weg an den englischen Hof bereitet. [...] Eine neue Stufe hat die humanistische Zuständigkeit in Kunstfragen mit Pietro Aretino erreicht. Seine briefliche Kunstschriftstellerei suchte ihre Zwecke über Konjunkturen einer öffentlichen Meinung bei europäischen Fürsten durchzusetzen. Aretino hat nicht nur Künstler wie Rosso Fiorentino, Sebastiano Serlio und Francesco Salviati an Franz I. nach Frankreich vermittelt und Tizian den Weg zu Karl V. geebnet, sondern er hat auch das Verfahren entwickelt, Künstler ‚aufzubauen‘.“ Warnke: *Hofkünstler* (wie Anm. 27), S. 111.

selbst.⁹⁶ In politischer wie kultureller Hinsicht wirkten sie als Höflinge in der Bürgerschaft und als Bürger am Hof.

5.5. Universitätsstädte

Auch bei ihren Versuchen, sich an den Universitäten zu installieren, konnten Humanisten auf fürstliche Unterstützung zählen. Von wenigen Ausnahmen wie Basel⁹⁷ und Erfurt abgesehen, wo die Universität eine kommunale Institution war, erfolgte die Einführung humanistischer Lektüren und später die Einrichtung humanistischer Lehrstühle auf landesherrliche Initiative hin. In Tübingen sorgte schon die erste landesherrliche Ordnung von 1481 „für einen, der in oratoria lyset“,⁹⁸ in Ingolstadt forderte der bayerische Herzog 1487 eine ordentliche Lektur für Poesie, die er 1494 mit Conrad Celtis⁹⁹ und nach dessen Berufung nach Wien 1498 mit Jacob Locher „Philomusus“ besetzte, und in Wien richtete Maximilian 1501 speziell für Celtis das „Collegium poetarum et mathematicorum“ ein – als Zuchtstätte einer neuen Bildungselite humanistisch-platonischer Couleur. Mit der Förderung eines universitären Humanismus konnten Fürsten gleich drei Fliegen auf einen Streich schlagen: Ihre Herrschaft erhielt durch regelmäßige Lobreden einen antikischen Glanz, ihr angehendes Gesandten- und Kanzleipersonal wurde für das diplomatische Parkett gerüstet und die auf ihre Autonomie pochende Universität geriet dank der humanistischen Klientel stärker unter ihre Kontrolle. Entsprechend spannungsgeladen konnte die Integration des Humanismus innerhalb der Universitäten ablaufen, zumal viele Poeten noch ohne Universitätsabschluss, dafür mit diffusen fürstlichen Ersatztiteln zu ihrer Lehrerlaubnis gelangten und es für angebracht hielten, nach ihrer Ernennung sogleich zu polemischen Seitenhieben gegen die etablierte Professorenschaft auszuholen.¹⁰⁰ So erstaunt es kaum, dass die wenigsten humanistischen Poeten über eine mehr geduldete als geschätzte Randstellung in der artistischen Fakultät hi-

⁹⁶ Alle vier waren von Maximilian I. zu kaiserlichen Räten ernannt worden. Brant, Peutinger und Zasius zeichneten als Stadtschreiber und Pirckheimer als städtischer Rat u. a. maßgeblich für die kommunale Außenpolitik verantwortlich; Dieter Mertens hat, einem Lapsus des Kaisers folgend, treffend von einem „Pirkinger-Effekt“ für Maximilian I. gesprochen, um die vielfältigen Dienste von reichsstädtischen Honoratioren wie Peutinger und Pirckheimer für den Kaiserhof zusammenzufassen; Mertens: *Der Preis der Patronage* (wie Anm. 88), S. 152.

⁹⁷ An die Universität Basel wurde schon 1464 der genuesische Frühhumanist Petrus Antonius berufen, um „in poetrye ze lesen“; Bonjour: *Die Universität Basel* (wie Anm. 77), S. 95.

⁹⁸ Gustav Bauch: *Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus*. Breslau 1904, S. 22f.; Tremel: *Humanistische Gemeinschaftsbildung* (wie Anm. 36), S. 26.

⁹⁹ Zu Celtis' eigener ehrgeiziger Lobbyarbeit bei den bayrischen Herzögen und beim Pfalzgrafen bei Rhein für einen Universitätshumanismus vom Rang der Jurisprudenz und Theologie vgl. Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 305f.

¹⁰⁰ Die berühmteste und brillianteste Polemik dieser Art in Deutschland stammt von Conrad Celtis: *Oratio in gymnasio in Ingelstadio publice recitata*. In: ders.: *Panegyris ad duces Bavariae*. Hg. und übersetzt von Joachim Gruber. Wiesbaden 2003 (Gratia 41), S. 16–41.

nausgelangten. Und da die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität auf Dauer schwer auszuhalten war, herrschte auf den humanistischen Lektüren häufig hohe Fluktuation.

5. 6. *Lehrer und Stadtschreiber*

Im Vergleich zu den Fürstenhöfen war das Angebot an kommunalen Ämtern karg. Für die Gründung von humanistischen Gymnasien zur Feder zu greifen galt zwar als edel und ehrenvoll,¹⁰¹ entschieden weniger prestigös war es aber, an ihnen, wenn sie denn gegründet wurden, zu unterrichten. Was für Intellektuelle allgemein gilt, galt für Humanisten im Besonderen: Plädoyers für eine Popularisierung des eigenen Bildungssegers hatten in erster Linie legitimatorischen, nicht programmatischen Charakter. Zu viel populäre Betriebsamkeit hätte den Ruf des Humanismus als elitäres Kulturgut gefährdet. In den meisten deutschen Städten gab erst die Reformation den Anlass zu einer humanistischen Schulreform, mit dem Resultat, dass die humanistischen Fächer der religiösen Indoktrination untergeordnet wurden.¹⁰² War damit für die ersten beiden Humanistengenerationen eine Anstellung an kommunalen Schulen noch kaum ein Thema, so blieb die Lehrtätigkeit für die nachfolgende Generation oft eine kurze Episode, abgelöst von einem lukrativeren und prestigeträchtigeren Engagement.¹⁰³ Unter den Humanisten, die ihr ganzes Leben als städtische Gymnasiallehrer verbrachten, durfte sich kaum einer zur ersten Garde der Gelehrten zählen.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Amt des Stadtschreibers (in Deutschland) bzw. Kanzlers (in Italien), das mit Abstand die ehrenvollste und einflussreichste Stellung war, die ein Humanist innerhalb der Kommune erreichen konnte. Wie für eine Karriere in einer fürstlichen Kanzlei galt auch hier eine fundierte juristische Bildung als notwendige Voraussetzung. Der Aufstieg des Humanismus in der Stadtverwaltung erfolgte auf den Schultern der Jurisprudenz.¹⁰⁴ Ursprünglich Geistlichen vorbehalten, wurde das Amt des Stadtschreibers im Verlauf des Spätmittelalters zu einer Domäne der Juristen. Der Stadtschreiber wirkte als Notar, er wurde von der Stadtregierung als Gesandter auf diplomatische Reisen geschickt und er besorgte die gesamte Schreibarbeit des Stadtrats, trat also nach innen wie nach außen als Stimme der Stadtregierung

¹⁰¹ Vgl. etwa Jacob Wimpfeling: *Germania* (1501). Lat./dt. In: Staatslehre der frühen Neuzeit. Hg. von Notker Hammerstein. Frankfurt a. M. 1995 (Bibliothek der Geschichte und Politik 16/Bibliothek deutscher Klassiker 130), S. 9–95; Philipp Melanchthon: *In laudem novae scholae* (1526). In: Melanchthons Werke in Auswahl. Bd. 3: Humanistische Schriften. Hg. von Richard Nürnberger. Gütersloh 1961, S. 63–69.

¹⁰² Anton Schindling: Die humanistische Bildungsreform in den Reichsstädten Straßburg, Nürnberg und Augsburg. In: *Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts*. Hg. von Wolfgang Reinhard. Weinheim 1984 (DFG. Kommission für Humanismusforschung. Mitteilungen 12), S. 107–120, hier S. 108.

¹⁰³ Trembl: Humanistische Gemeinschaftsbildung (wie Anm. 36), S. 21.

¹⁰⁴ Friedrichs: *The Early Modern City* (wie Anm. 62), S. 185.

auf. Für dieses weite Tätigkeitsfeld waren Humanisten als Meister der Brief- und Redekunst eine ideale Besetzung. Florenz leuchtete dabei allen anderen Städten als Vorbild, hatten doch schon die Kanzler Coluccio Salutati und Leonardo Bruni mit ihren diplomatischen Schreiben weitherum für Furore gesorgt. An ihrer Arbeit für die Arnorepublik lässt sich auch ablesen, dass der Kanzler bzw. Stadtschreiber bei geschickter Amtsführung in der kommunalen Innen- wie Außenpolitik zu einem bedeutenden Machträger werden konnte.¹⁰⁵ Zu Herrschaftszeiten Kaiser Maximilians I. etwa wirkten die meisten humanistischen Stadtschreiber oberdeutscher Reichsstädte in Personalunion auch als kaiserliche Räte.¹⁰⁶

5. 7. *Die Stadt als neues Rom*

Was Humanisten für das Amt des Stadtschreibers besonders attraktiv machte, war ihre Fähigkeit, eine Stadt in ihren Schreiben als neues Rom erscheinen zu lassen. Damit verpassten sie der kommunalen Politik ein edleres Antlitz, glichen sie aber zugleich der fürstlichen Repräsentationskultur an. Im Mittelalter hatten sich die städtischen Eliten in ihrem Selbstverständnis als Haupt eines sakralen politischen Körpers noch vorrangig auf den Archetyp des biblischen Jerusalem berufen, während der Archetyp Rom (zumindest außerhalb Italiens) für die imperiale Kaiserherrschaft stand und damit in erster Linie Fürsten und Monarchen als Modell diente. Erst durch den Humanismus wurde Rom zum universalen politischen Vorbild und zum Legitimationsträger aller möglichen Machtgebilde. Wiederum gab dabei Florenz den Takt an. Salutati und Bruni stilisierten die Stadt zur einzig wahren Nachfolgerin Roms, beerbt mit ihrer singulären Freiheit und betraut mit ihrer imperialen Mission, und legitimierten damit die gewaltsame Hegemonialpolitik der Florentiner Regierung in der Toskana.¹⁰⁷ Aber nicht nur nach außen, sondern auch nach innen strahlte eine von Humanisten geleitete Kanzlei römischen Glanz aus, etwa durch patriotische Aufrufe an die Opferbereitschaft der Bürger für ihre Stadt. Der Gehalt solcher Aufrufe war ähnlich dünn und realitätsfern wie jener der älteren städtischen Gemeinwohldiskurse, sie klangen aber entschieden militanter und „römischer“. Salutati schlug dabei einen martialischen Ton an, der seine römischen Vorbilder fast in den Schatten stellte:

Wenn es für den Schutz oder die Vergrößerung des Vaterlandes nützlich ist, wäre es weder belastend, schwierig oder ein Verbrechen, wenn man seinem Vater mit der Axt

¹⁰⁵ Zu Salutatis teils riskanten diplomatischen Kampagnen, ihrer rhetorischen Gestaltung und ihrer Wirkung vgl. Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 218–228.

¹⁰⁶ Vgl. oben Anm. 96.

¹⁰⁷ Vgl. oben Anm. 24 sowie Hirschi: *Wettkampf der Nationen* (wie Anm. 30), S. 228–236.

den Schädel einschlägt, seine Brüder zerschmettert, oder aus dem Schoß der eigenen Frau das unreife Kind mit dem Schwert herauschneidet.¹⁰⁸

Die rhetorische Heraufbeschwörung eines städtischen Patriotismus nach römischem Vorbild konnte der Mobilisierung gegen äußere Feinde oder der Überwindung bzw. Übertünchung innerer Konflikte dienen. Oft bemühten humanistische Stadtschreiber beide Bedrohungsszenarien, was den dramatischen Effekt ihrer Aufrufe erhöhte. So ermahnte Conrad Peutinger, Stadtschreiber von Augsburg, im Jahr 1525 den in der Religionsfrage gespaltenen und von den Bauernaufständen aufgeschreckten Großen Rat, *dieser stat unserm vaterland dienstlich, nützlich und furtraglich, auch abfall, verderben und zerstören dieser stat in alwege widerstrebend* zu sein, und rief ihn zugleich auf, *kein frembdt volk oder vergeweltigung lassen einkomen*.¹⁰⁹ Ein erzieherischer Erfolg solcher Doppelappelle an den „amor patriae“ und die „defensio patriae“ ist wenig wahrscheinlich, umso mehr aber ein inszenatorischer Erfolg: Die kommunalen Oligarchen, an die diese Aufrufe primär gerichtet waren, durften sich im Hochgefühl römischer Patrizier sonnen.

So isolationistisch und absolutistisch die patriotische Rhetorik humanistischer Stadtschreiber klang, auch sie war an Gemeinschaftsdiskurse gekoppelt, die die städtische Gesellschaft transzendierten: den humanistischen Regionalismus und Nationalismus. In diesen verschmolz das patriotische Liebes- und Verteidigungsmotiv mit dem adligen Ehr- und Wettkampfmotiv und viele Humanisten, die in kommunalen Diensten standen, betteten ihr städtisches Vaterland in ein regionales und nationales Vaterland ein. Die verschiedenen Loyalitäten explizit gegeneinander abzuwägen sahen sich dabei die wenigsten veranlasst, wähten sie doch die Interessen von Stadt, Land und Nation in weitgehender Übereinstimmung. Daher konnten sie auch städtische und regionale Rivalitäten als zivilisierten Binnenwettbewerb zur Ehre der Nation inszenieren.¹¹⁰

5. 8. Das Städtelob als geistige Überwindung der Stadtmauern

Das kulturelle und soziale Ausgreifen des Humanismus über den konkreten Stadtraum hinaus spiegelt sich auch in der humanistischen Gattung des Städte-

¹⁰⁸ *Si pro illa tutanda augendave expediret, non videretur molestum nec grave vel facinus paterno capiti securim iniicere, fratres obterere, per uxoris uterum ferro abortum educere.* Coluccio Salutati: Epistolario. Hg. von Francesco Novati. 4 Bde. Rom 1891–1911, hier Bd. 1, S. 28; zur Einordnung dieser Aussage in die spätmittelalterliche Rezeption des „patria“-Begriffs vgl. Ernst H. Kantorowicz: Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters. München 1990, S. 253f. (engl. Erstausgabe Princeton 1957).

¹⁰⁹ Zit. nach Heinrich Lutz: Conrad Peutinger. Beiträge zu einer politischen Biographie. Augsburg 1958 (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg 9), S. 342–344.

¹¹⁰ Zur „patria“ im städtischen, regionalen und nationalen Kontext im deutschen Humanismus vgl. Hirschi: Wettkampf der Nationen (wie Anm. 30), S. 107–123.

lobs bzw. der Stadtbeschreibung.¹¹¹ Im Vergleich zu mittelalterlichen Lobrednern der eigenen Stadt orientierten sich die Humanisten wieder stärker an antiken Vorschriften¹¹² und Exemplaren der Gattung, wobei unter Letzteren auch hier den „*laudes Romae*“ eine spezielle Vorbildfunktion zukam.¹¹³ Die Verschmelzung von antiker Formgebung und eigener Stadterfahrung veränderte die humanistische Sicht auf die Stadt und ihre Darstellung markant. Sie wurde nicht mehr als eine „geschlossene Welt, isoliert in ihren Schutzmauern“ präsentiert, wie sie Jean Lebeau noch in den Lobsprüchen Hans Sachs' (1494–1576) auf Nürnberg vorgefunden hat,¹¹⁴ sondern in ihr regionales Umland eingebettet, ja sogar in der nationalen und europäischen Geographie verortet, und dies unter Verweis auf die wechselseitigen Einflüsse und Beziehungen zwischen städtischer und ländlicher Welt.¹¹⁵ Diese geistige Überwindung der Stadtmauern erscheint noch umfassender, wenn man berücksichtigt, dass das humanistische Städtelob nicht selten von Autoren stammte,¹¹⁶ die sich in der betreffenden Stadt als Fremde aufhielten und ihre Fremdheit auch literarisch inszenierten, sei es um die „Objektivität“ ihres Lobes zu unterstreichen oder um ihre Darstellung in einen Vergleich mit anderen Stadtbeschreibungen zu setzen. Die Gattung des Städtelobs rückte damit in enge Nähe zu jener des Reiseberichts, was ihre literarische Transzendierung der städtischen Gesellschaft noch deutlicher hervortreten ließ.¹¹⁷

¹¹¹ Zur Verschmelzung von „*laus*“ und „*descriptio*“ in den antiken und humanistischen Stadttraktaten vgl. Klaus Arnold: Städtelob und Stadtbeschreibung im späteren Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. In: Städtische Geschichtsschreibung im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Hg. von Peter Johanek. Köln, Weimar, Wien 2000 (Städteforschung 47), S. 247–268, hier S. 250; Hartmut Kugler: Die Vorstellung der Stadt in der Literatur des deutschen Mittelalters. München 1986 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 88), S. 32–36.

¹¹² Für den Aufbau des Städtelobs hatte der im 3./4. Jahrhundert n. Chr. lebende Menander Rhetor in seiner Theorie der Epideiktik ein Muster gegeben: 1.) die Lage der Stadt in der Landschaft, 2.) ihr historischer Ursprung, 3.) ihre Einrichtungen (Verfassung, Künste und Handwerk) und 4.) Sitten und Verhaltensformen der Bürger; vgl. Carl Joachim Classen: Die Stadt im Spiegel der Descriptiones und Laudes urbium in der antiken und mittelalterlichen Literatur bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts. Hildesheim, Zürich, New York 1980, S. 16f., 65–67.

¹¹³ Kugler: Die Vorstellung der Stadt (wie Anm. 111), S. 217f.

¹¹⁴ Jean Lebeau: L'éloge de Nuremberg dans la tradition populaire et la littérature humaniste de 1447 à 1532. In: Hommage à Dürer. Strasbourg et Nuremberg dans la première moitié du XVI^e siècle. Straßburg 1972 (Recherches et documents 1, 2), S. 15–35, hier S. 21f.

¹¹⁵ Kugler: Die Vorstellung der Stadt (wie Anm. 111), S. 217–219.

¹¹⁶ Zur neuen Dimension der historischen, geographischen und kulturellen Erfassung des Fremden im Humanismus vgl. Gerd Tellenbach: Eigene und fremde Geschichte. In: Landesgeschichte und Geistesgeschichte. Festschrift für Otto Herding zum 65. Geburtstag. Hg. von Kaspar Elm, Eberhard Gönner und Eugen Hillenbrand. Stuttgart 1977 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg 92), S. 295–316.

¹¹⁷ Gerhard Fouquet: Mit dem Blick des Fremden: Stadt und Urbanität in der Wahrnehmung spätmittelalterlicher Reise- und Stadtbeschreibungen. In: Bild und Wahrnehmung der Stadt. Hg. von Ferdinand Opll. Linz 2004 (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 19), S. 45–65, hier S. 58f.

Mit ihren „laudes urbium“ brachten die Humanisten nicht, wie Historiker vermutet haben, die Interessen von vielgereisten und weitläufig vernetzten Kaufleuten zum Ausdruck, sondern griffen eher der neuen Lebenswelt der Patrizierfamilien vor, die sich auf dem umliegenden Land als adlige Rentner installieren und Anschluss an den höfischen Adel finden wollten, zugleich aber ein Standbein in der städtischen Gesellschaft (und Wirtschaft) zu behalten gedachten.¹¹⁸ Damit wirkte der Humanismus sogar in jener literarischen Gattung, die die Singularität der Stadt in sozialer, politischer und kultureller Hinsicht am deutlichsten herausstreichen sollte, als Agent der urbanen Verhofung und damit als auflösende Kraft der kommunalen Autonomie. Er tat dies jedoch nicht als trojanisches Pferd des fürstlichen Machtzugriffs, sondern als Brückenbauer zwischen der städtischen und der höfischen Elitenkultur. Dadurch wurde nicht nur die Stadt stärker an den Hof, sondern auch der Hof stärker an die Stadt gebunden. Erst im späten 17. Jahrhundert löste sich diese kulturgeschichtlich folgenreiche Verbindung, maßgeblich von Frankreich ausgehend, allmählich wieder auf.

¹¹⁸ Dem entsprach, dass Patrizier oft, Kaufleute jedoch kaum je als Auftraggeber von humanistischen Lobschriften ihrer Städte auftraten.